

KARL VEITSCHEGGER

gern katholisch





BILDNACHWEIS

Christel Holl: „Empfangen durch den heiligen Geist ...“. Beuroner Kunstverlag, Beuron (Umschlag); Gekreuzigter mit Eselskopf. Palatin, Rom; Synagoge Graz. Foto Antonia Veitschegger, Sonntagsblatt für Steiermark, Graz. Der Verlag dankt für die Erteilung der Abdruckrechte.

IMPRESSUM

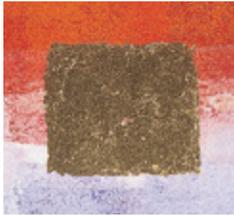
Herausgeber: Bischöfliches Pastoralamt der Diözese Graz-Seckau
Lektorat, redaktionelle Mitarbeit: Anna Hollwöger; administrative Mitarbeit: Helga Huß
Layout & Satz: Franz Pietro/DigiCorner; Druck: Druckhaus Thalerhof

© 2012 Verlag DIÖZESANMUSEUM GRAZ
Bürgergasse 2, 8010 Graz, Austria.
Alle Rechte vorbehalten.

www.dioezesanmuseum.at
www.katholische-kirche-steiermark.at
<http://members.aon.at/veitschegger>

ISBN 978-3-901810-29-9

gern katholisch



Notizen ▪ Skizzen ▪ Impulse

KARL VEITSCHEGGER

Vorwort

Gern katholisch: Der Titel dieser Textsammlung wird von manchen als Provokation empfunden werden. Eine heilsame Provokation soll sie zweifellos sein. Der Autor dieser Überlegungen, Karl Veitschegger, seit vielen Jahren Mitarbeiter im Pastoralamt der Diözese Graz-Seckau und Stellvertreter des Leiters dieser Dienststelle, steht als Person für diesen Titel. Die Texte verdanken sich unzähligen Kontakten, Anfragen und Herausforderungen in diesen Jahren und sind im besten Sinn des Wortes Beiträge zu Gesprächen, die geholfen haben und helfen sollen, die Freude am Glauben und Katholischsein zu erneuern.

Als Generalvikar und ehemaliger Leiter des Pastoralamtes danke ich Karl Veitschegger, der 2012 sein 60. Lebensjahr vollendet, für diesen selbstverständlich und unaufdringlich geleisteten Dienst!

Heinrich Schnuderl

Graz, im Juni 2012

Gern katholisch

Eine lebendige Diskussion geht zu Ende: Kirche, Papst, Marienverehrung ... Viele, fast zu viele Fragen wurden mir als kirchlichem Mitarbeiter an diesem Abend zugemutet. Ich bin müde, aber nicht unglücklich. Da kommt ein Mann auf mich zu und sagt: „Sie sind wohl gern katholisch.“ Ich widerspreche nicht. Ich freue mich darüber.

Auch heute, einige Jahre danach, kann ich sagen: Ja, ich bin gern katholisch. Freilich weiß ich um die dunklen Flecken meiner Kirche in Geschichte und Gegenwart. Ich weiß, dass hierarchische Macht nicht selten missbraucht und Glaube immer wieder mit Aberglauben verwechselt worden ist; dass das Verteidigen hoher ethischer Ideale mitunter die Sicht für das im Augenblick menschlich Geforderte verstellt; dass der berechtigte Ruf nach Identität und Kontinuität eng machen und den ebenso berechtigten Wunsch nach Weite, Wandel und Kreativität übertönen kann; dass gelegentlich starke Eigeninteressen im Spiel sind, wenn jemand unduldsam auf Traditionen pocht oder Reformen einfordert. Der Blick ins eigene Leben, in den eigenen Werdegang, in die jüngere miterlebte Kirchengeschichte lässt mich manches verstehen. Wie nah liegen Hell und Dunkel, Enge und Großherzigkeit, Versagen und Gnade doch beieinander!

Religion befindet sich in unserer Gesellschaft in einem folgenschweren Wandel. Gängige Prognosen versprechen der katholischen Kirche in unseren Breiten (im Unterschied zu anderen Weltgegenden) keinen Aufschwung. Dennoch durfte ich persönlich in den letzten Jahren das „Katholische“ als großen Schatz erfahren, und der Gedanke, diesen Schatz für mich neu zu entdecken und mit anderen, die dafür offen sind, zwanglos zu teilen, stimmt mich froh. Von Christus wird im Evangelium

gesagt: „Aus seiner Fülle haben wir alle empfangen, Gnade über Gnade.“ (Joh 1,16) Katholischsein bedeutet für mich, in der weltweiten Gemeinschaft der Kirche dankbar aus dieser großer Fülle leben zu dürfen. Es bedeutet aber auch, aus der Mannigfaltigkeit alter Traditionen die wichtigsten und unaufgebbaren Anliegen „herauszuspüren“ und zu schauen, welches Licht sie auf unsere heutige Lebenssituation werfen. Unweigerlich gehört zum Katholischsein daher, nicht anderen Zeiten nachzutauern, sondern gerne hier und heute zu leben und die Menschen unserer Zeit und unserer Region zu mögen. Das klingt banal, ist aber manchmal ziemlich herausfordernd.

Auf Anregung von Generalvikar Dr. Heinrich Schnuderl ist diese kleine, aber bunte schriftliche Auslese meiner Arbeit als Referent für Glaubensinformation im Bischöflichen Pastoralamt entstanden. Sie beinhaltet bewusst leicht Lesbares: Zeitungsartikel, Internetbeiträge, Zusammenfassungen von Vorträgen, kurze Betrachtungen usw. Das hier Gebotene ist keine Gesamtskizze des „Katholischen“. Wichtiges fehlt oder bleibt fragmentarisch. Aber vielleicht lässt das eine oder andere Fragment erahnen, wie das Ganze gemeint ist.

Mag. Anna Hollwöger danke ich für Lektorat und redaktionelle Mitarbeit, Mag. Franz Pietro für das Layout und Helga Huß für die organisatorische Unterstützung.

Karl Veitschegger



Die Hauptperson: Jesus von Nazaret

Jesus von Nazaret ist keine Märchenfigur. Er hat wirklich gelebt. Das bezweifelt heute kein ernst zu nehmender Historiker mehr. Zu den sicheren Fakten gehören: Jesus wird irgendwann zwischen 7 und 4 vor unserer Zeitrechnung geboren, wächst in einer jüdischen Familie in Galiläa auf, arbeitet vermutlich als Zimmermann, tritt mit ca. 30 Jahren an die Öffentlichkeit, sammelt eine Jüngerschaft aus Männern und Frauen um sich und gerät durch unkonventionelle Worte und Taten in Konflikt mit der religiösen Obrigkeit seines Volkes. Er wird vom römischen Gouverneur Pontius Pilatus wegen Rebellion zum Tod verurteilt und stirbt – vermutlich am 15. Nisan (7. April) 30 n. Chr. – vor den Mauern Jerusalems den Verbrechertod am Kreuz. Mit diesem Schicksal ist Jesus nicht allein. Auch andere mussten damals Ähnliches erleiden. Rom kreuzigte viele.

Wunderrabbi?

Dass Jesus psychisch Zerrüttete („Besessene“) und körperlich Kranke geheilt hat, gilt als historisch sicher. Auch andere „Wunderzeichen“ werden von ihm überliefert, vor allem in den christlichen Evangelien. Indirekt bestätigt das aber auch die jüdische Tradition. So steht im Babylonischen Talmud über Jesus: „Er hat Zauberei getrieben.“ (Sanhedrin, 43a)

Aber gibt es nicht viele Wundertäter? Heilige aller Religionen, Schamanen und Fakire, ja auch Sektierer aller Art wirken Unerklärliches. Man kann sie nicht alle als Betrüger abtun. Wir müssen damit rechnen, dass es sonderbare Phänomene gibt. Interessant ist, dass Jesus selbst seinen Wundern keine übergroße Bedeutung beimisst. „Schauwunder“ lehnt er überhaupt ab (vgl. Mk 8,11–13; Lk 23,8–11). Er weiß: Wunder sind keine Beweise für die Wahrheit (vgl. Mt 7,22f). Es gibt ihrer zu viele.

Verwegene Botschaft

Nicht seine Wunder, seine Botschaft hält Jesus für besonders wichtig und entscheidend. Dafür weiß er sich von Gott gesandt, dafür lebt er und dafür ist er auch bereit zu sterben. Die Wunder können sein Anliegen „nur“ verdeutlichen und bis in das Körperliche hinein spürbar machen. Die Botschaft, um die es Jesus dabei geht, lässt sich kurz so wiedergeben:

„Das Reich Gottes ist nahe! (Mk 1,15) Das heißt: Gott setzt sich gegen alle Mächte des Bösen durch, auch wenn der Augenschein anderes vermuten lässt! Keine Schuld ist ihm zu groß und keine Krankheit zu mächtig. Schließlich wird er sogar den Tod entmachten. Gott ist ‚Abba‘, der zärtlich liebende Vater. Bei ihm ist jeder Mensch gefragt, auch der letzte und schäbigste. Gott sucht ihn und will sich mit ihm verbünden – jetzt, durch mich! Nützt die Chance! Wenn ich Prostituierte und Zöllner an meinen Tisch rufe, lädt Gott selbst ein. Wenn ich heile, heilt Gott. Wenn ich Sünden vergebe, verzeiht Gott. Wenn ich zur Feindesliebe aufrufe, dann ist das Gottes Wille.“

Prägnant wird im Johannesevangelium der hohe Anspruch Jesu zusammengefasst: „Ich und der Vater sind eins!“ (Joh 10,30)

Eins mit Gott

„Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht würdig, und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, ist meiner nicht würdig.“ (Mt 10,37) Ein provokantes Wort. Ein hartes Wort. Kein Prophet darf so reden. Wer außer Gott selbst hätte das Recht zu sagen, die Beziehung zu ihm sei wichtiger als jede noch so fundamentale menschliche Liebe? Soll sich ausgerechnet an Jesus entscheiden, wie man es mit Gott hält? Wenn Jesus tatsächlich so oder so ähnlich gesprochen hat, dann ...

Bitteres Ende

Kein Wunder, dass man ihn für einen Gotteslästerer hält und schließlich seinen Tod will. „Du bist nur ein Mensch und machst dich selbst zu Gott!“, wirft man ihm vor

(Joh 10,33; vgl. Mk 2,7). Doch Jesus bleibt seinem Auftrag treu. Und seine Jünger? Als sie sehen, dass ihm der Prozess gemacht wird, werden sie feige und laufen davon. Zu gut kennen sie die damals geltende Überzeugung: Wer am Kreuz endet, ist ein von Gott Verfluchter! Ihr Meister kann demnach nur ein Betrüger sein, bestenfalls ein frommer Narr.

Überraschung!

Aber dann geschieht etwas Überraschendes. Sehr bald nach dem Tod Jesu machen die verängstigten Jüngerinnen und Jünger eine umstürzende Erfahrung. Anfangs wagen sie gar nicht, mit Fremden darüber zu reden. Zu verrückt klingt die Sache. Nach 50 Tagen – so erzählt Lukas in seiner Apostelgeschichte – sagen sie es doch: „Dieser Jesus, der gekreuzigt worden ist, lebt! Er ist auferstanden!“ Sein Tod war also nicht sinnlos. Gott hat Jesus nicht verflucht oder aufgegeben, sondern ist mit dem Gekreuzigten in die letzten Abgründe des Menschseins hinabgestiegen: in die Verworfenheit, die Ohnmacht, die Angst, das menschliche Versagen, das Leid, den Tod. Gott durchleidet in Jesus alle Dunkelheiten seiner Geschöpfe, um ihnen Licht und Leben zu bringen.

Immer klarer

Den Jüngerinnen und Jüngern wird immer klarer: Im Gekreuzigten und Auferstandenen treffen die Menschen auf die Liebe Gottes, die auch an den Dunkelheiten ihres Lebens mitleidet und sie eines Tages in Osterfreude verwandeln kann. Als Juden und Jüdinnen nennen sie Jesus deshalb *Messias* (das entspricht dem Griechischen *Christus*) – das ist der jüdische Name für den erwarteten Bringer des Heiles –, aber auch *Sohn Gottes*, *Wort Gottes*, *Bild Gottes*, *Kraft und Weisheit Gottes*. Ja, noch kühner, sie sagen zu ihm: „*Mein Herr und mein Gott!*“ (Joh 20,28) So rufen fromme Juden nur Jahwe-Gott an. Die Jüngerinnen und Jünger sind überzeugt: Jesus gehört untrennbar zu Jahwe-Gott; er ist aus Gott nicht mehr wegzudenken; er gehört zum Wesen Gottes. Von Gott ist er gekommen, zu Gott ist er zurückgekehrt. In Jesus zeigt Gott sein wahres Gesicht, öffnet er sein Herz – für alle Menschen.

Noch immer

Seit den Tagen der Apostel ist die Rede von diesem Jesus nicht mehr verstummt. Bis heute ist sein Geist, der kein anderer als der Geist Gottes ist, vielfältig am Werk, in den christlichen Kirchen, aber auch außerhalb ihrer sichtbaren Grenzen. So wird Jesus von über einer Milliarde Muslime für einen wichtigen Propheten gehalten. Auch manche Ungläubige – wie etwa Umberto Eco – schätzten ihn als Ideal der Humanität, als „Modell der universalen Liebe, der Vergebung für die Feinde und des zur Rettung der anderen geopfert Lebens“ (Martini / Eco, *Woran glaubt, wer nicht glaubt?*, Wien 1998, 92). Und unzählige gläubige Menschen finden in ihm all das, was sie brauchen, um sinnvoll leben, lieben und sterben zu können.



Gott in der Bibel – grausam und gewalttätig?

Schon mancher Bibelleser war schockiert: Da befiehlt Gott im Alten Testament den Israeliten, Angriffskriege zu führen, andersgläubige Menschen zu töten, ja ganze Völker auszurotten (Dtn 20,16f). Über die Eroberung Jerichos durch Josua und seine Krieger steht geschrieben: „Mit scharfem Schwert weithen sie alles, was in der Stadt war, dem Untergang: Männer und Frauen, Kinder und Greise, Rinder, Schafe und Esel.“ (Jos 6,21) Diese grausame Massenvernichtung soll Gottes Wille sein?

Historiker sagen uns, dass viele Völker der Antike den Krieg als etwas Heiliges betrachteten. Alles, was dem Schutz und dem Aufstieg des eigenen Volkes diene, wurde unkritisch für gut und gottgewollt gehalten. Das Leid der Gegner blieb dabei oft völlig ausgeblendet. Ohne Skrupel tötete man die besiegten Feinde, gleichsam als Opfergabe für die Sieg bringenden Götter. Assyrer, Moabiter, Kelten und Germanen haben so gehandelt. (Auch viele indianische Kulturen kannten diese Praxis.) Und die Israeliten dachten in bestimmten Perioden ihrer Geschichte offensichtlich nicht anders.

Archäologie entlastet

Archäologische Grabungen brachten allerdings zutage, dass die in der Bibel erzählten grausamen Kriegszüge des Josua historisch nicht in der geschilderten Weise geschehen sein konnten. Jericho, von dem oben die Rede ist, war zur Zeit Josuas gar nicht besiedelt. Kanaan dürfte von den Israeliten ziemlich friedlich „eingenommen“ worden sein. Viele Erzählungen über brutale Handlungen sind also nicht als Tatsachenberichte hinzunehmen (vgl. Finkelstein / Silberman, Keine Posaunen vor Jericho, München 2002). Lügt also die Bibel? Will sie durch blutrünstige Sagen aus alter Zeit den Menschen bewusst „Gottesfurcht“ einjagen?

Sprache der Gewalt

Um das Buch Josua und andere brutale Texte der Bibel richtig verstehen zu können, muss man wissen, was hinter dieser altorientalischen Gewalt rhetorik steckt. Viele Völker der Antike versuchen ihr Selbstbewusstsein dadurch zu stärken, dass sie mit blutigen Großtaten ihrer Helden prahlen. So wird etwa der ägyptische Herrscher Tutanchamun als Feinde tötender Krieger auf dem Streitwagen dargestellt, obwohl er – so sagen Ägyptologen – persönlich niemals auf einem Schlachtfeld gekämpft hat. Solches Sichbrüsten mit Gewalt signalisiert Stärke, Chance im Überlebenskampf gegen bedrohliche Feinde, Hoffnung auf Zukunft. Es will die Angst nehmen. Auch die Schriftsteller der Bibel wollen unter Zuhilfenahme solcher „Brutalgeschichten“ den Israeliten in kritischer Zeit eine Botschaft der Hoffnung übermitteln: „Gott ist viel stärker als die kriegerischen Nachbarvölker, die euch bedrohen! Er, der Herr über Leben und Tod, ist euer Helfer!“ Ähnliches geschieht, wenn heute ein Schulanfänger seinen Raufgegnern zuruft: „Wartet nur, mir hilft mein großer Bruder, der kann fünf Viertklassler auf einmal k. o. schlagen!“ Auch hier geht es nicht um sachliche Information über Stärke und Charakter des Bruders, sondern um Mobilisierung der Hoffnung auf Rettung. Aus dieser Perspektive müssen viele biblische Texte gelesen werden.

Offenbarung wird immer klarer

Die Bibel ist nicht vom Himmel gefallen. Sie ist im Lauf von vielen Jahrhunderten entstanden. Die Schriftsteller der Bibel waren Menschen ihrer Zeit und bedienten sich – mehr oder weniger kritisch – der Ausdrucksweisen ihrer Zeit, um ihre Erfahrungen mit Gott weiterzugeben. Gott hat diesen menschlichen Weg zugelassen, ja gewählt, um sich im Lauf der Geschichte immer deutlicher zu offenbaren. Das Volk Israel durfte erkennen: Gott ist groß, geheimnisvoll, Ehrfurcht gebietend, aber zugleich „gnädig und barmherzig, langmütig und reich an Huld, ... gütig zu allen, sein Erbarmen waltet über all seinen Werken“ (Ps 145,8–9). Ja, er schenkt, wie das Buch Jona lehrt, sein Erbarmen sogar der „Stadt Ninive“, also auch den Erzfeinden Israels. „Du liebst alles, was ist, und verabscheust nichts von allem, was du gemacht hast;

denn hättest du etwas gehasst, so hättest du es nicht geschaffen“, liest man im Buch der Weisheit, einer Spätschrift des Alten Testaments (Weish 11,24).

Von Jesus lernen

Am deutlichsten – so dürfen wir Christen glauben – hat Gott sich in Jesus von Nazaret ausgedrückt. Dieser ist das Mensch gewordene Wort Gottes (vgl. Joh 1). Er hat uns die Feindesliebe gelehrt (vgl. Mt 5,44–48) und alle glücklich gepriesen, die barmherzig sind und keine Gewalt anwenden (vgl. Mt 5,5–7). Am Kreuz sterbend hat Jesus sogar für seine Feinde gebetet: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ (Lk 23,34) Im Licht dieser Liebe, die nicht nur die eigene Not, sondern auch die Situation des Feindes verstehen will, dürfen wir Christen und Christinnen die ganze Bibel lesen und interpretieren, auch jene Stellen, die sich noch einer „inhumanen“ Sprache bedienen. „Lernt von mir, denn ich bin gütig ...!“ (Mt 11,29) – Dieser Einladung Jesu wurde in der Geschichte des Christentums oft nicht Folge geleistet. Dennoch bleibt sie aufrecht. Sie ergeht an uns alle.



Gott in Windeln

„Allahu akbar – Gott ist groß!“, lautet der Gebetsruf der Muslime. Ähnliche Aussagen finden sich auch in der Bibel (vgl. Ps 95,3; 145,3). Juden, Christen, Muslime und Gläubige anderer Religionen sind sich darin einig, dass Gott groß ist und dass der Mensch von Gott nie groß genug denken kann. *Deus semper maior* – Gott ist immer noch größer! Das Staunen vor der unendlichen Größe Gottes gehört zum Kern jeder Religion. Und der Mensch, der im Laufe seines Lebens die Haltung der Ehrfurcht nicht lernt, versäumt Wesentliches. (Ehrfurcht ist nicht mit Angst gleichzusetzen; vgl. Sir 1,12.)

Es gibt aber auch ein Denken, das Gott von den Menschen so weit wegrückt, dass Gott absolut unerreichbar scheint. „Man kann von Gott eigentlich nichts wissen“, behaupten die Agnostiker, und manche von ihnen sind ein wenig stolz darauf, weil sie sich über jeden konfessionellen Glauben erhaben wähnen. Man hält sich damit auch Gott selbst vom Leibe. Wenn eine sinnvolle Kommunikation mit ihm nicht möglich ist, muss man sich von Gott auch nichts mehr sagen lassen. Er wird in allen Ehren „wegrationalisiert“.

Aber es gibt auch Menschen, die am scheinbar unerreichbaren Gott leiden: „Ist Gott auch für mich zuständig?“, fragte ein Jugendlicher seine Religionslehrerin, weil er nicht recht wusste, ob er Gott auch seinen Liebeskummer klagen dürfe. Ein wenig anders sagt es die Dichterin Christine Lavant:

Ich weiß nicht, ob der Himmel niederkniet,
wenn man zu schwach ist, um hinaufzukommen?

Christen und Christinnen glauben (wie Gläubige keiner Religion sonst) an diesen Kniefall des Himmels. Darum feiern sie Weihnachten. Der Himmel, ja der unendliche Gott selbst, kommt im Kind von Betlehem zu uns. „Ihr habt einen Gott, der in die Windeln macht“, verspottete im 2. Jahrhundert der heidnische Philosoph Kelsos die Christen – und wusste nicht, wie recht er hatte. Im Weihnachtsevangelium steht:

Das soll euch als Zeichen dienen:

Ihr werdet ein Kind finden, das in Windeln gewickelt ist ... (Lk 2,12)

Der ewige Gott, der all unsere Ehrfurcht verdient, ist groß genug, um in Jesus Christus so klein und hilflos zu werden, dass ihm nichts Menschliches mehr fremd ist. Zu ihm können wir immer kommen – und mit allem! Von ihm können wir Menschen lernen, auch einander anzunehmen, ob uns nun große „herzeigbare“ Sorgen plagen oder auch „nur“ solche, für die wir uns fast ein wenig schämen.



Hat Jesus gelacht?

In der Bibel wird berichtet, dass Jesus geweint hat. Hat er auch gelacht?

Da Lachen zum Menschsein gehört und Jesus ein echter Mensch war, dürfen wir mit Recht annehmen, dass Jesus in bestimmten Situationen herzlich gelacht hat. Ihm als Juden war der sprichwörtliche jüdische Humor sicher nicht fremd. Natürlich konnte er auch sehr ernst sein. Aber Ernsthaftigkeit und echter Humor sind ja keine Gegensätze, sondern gehören zutiefst zusammen.

Kein Kind von Traurigkeit

Die Heilige Schrift erzählt, dass Jesus in Kana an einer Hochzeit teilnimmt (Joh 2). Hochzeiten sind im Judentum immer fröhliche Ereignisse, wo nicht nur kräftig Wein getrunken, sondern auch viel gelacht wird. Auch bei anderen Festmählern unterhält Jesus sich offensichtlich gut, zumindest lädt man ihn gerne ein. Dass er kein finsterner Asket und kein Kind von Traurigkeit ist, verrät ein Wort, mit dem ihn seine Gegner kritisieren: „Dieser Fresser und Säufer ...!“ (Mt 11,19) Auch aus vielen seiner Gleichnisse spricht Humor. So stellt er ausgerechnet einen schlitzohrigen Verwalter als Vorbild effektiven Handelns hin (Lk 16,1–13). Und wenn er zu hartherzigen Hütern religiöser Gesetze, die oft Unwichtiges hochspielen, aber dabei das Wichtigste, die Liebe, übersehen, sagt: „Ihr siebt Mücken aus und verschluckt Kamele“ (Mt 23,24), dann tut er das mit Witz und weiß, dass er die Lacher auf seiner Seite hat.

Ein Mund voll Lachen

Als Jude kennt und betet Jesus die Psalmen: „Dient dem Herrn in Fröhlichkeit!“ (Ps 100,2) – „Da war unser Mund voll Lachen und unsere Zunge voll Jubel. Da sagte man unter den andern Völkern: Der Herr hat an ihnen Großes getan.“ (Ps 126,2) Wenn Jesus diese und ähnliche Verse betet, dann tut er das gewiss nicht mit finsterner Miene, sondern mit einem Herzen, das um die Kraft der Heiterkeit weiß.

Kein Lachzwang

„Bessere Lieder müssten sie mir singen, dass ich an ihren Erlöser glauben lerne: Erlöster müssten mir seine Jünger aussehen!“ In Anlehnung an dieses Wort von Friedrich Nietzsche fragen manche: „Wenn Jesus fröhlich war, müssten da nicht auch die Christen fröhlicher sein?“ Muss man als Christenmensch fröhlich sein? Ich denke, man muss nicht, aber man darf. Fröhlichkeit vorzugaukeln, wo sie nicht aus dem Herzen kommt, wäre nur peinlich. Viele Christinnen und Christen sind – Gott sei Dank! – auch unaufgefordert herzliche und humorvolle Menschen. „Humor ist eine Erscheinungsform der Religion“, sagt Gilbert Keith Chesterton, weil Humor die Dinge dieser Welt nicht zu ernst nimmt. Der Glaube weiß: Nichts ist so ernst, dass Gott es nicht letztlich zum Guten wenden könnte.



Jesus, Maria und Pilatus

In den großen Glaubensbekenntnissen der Kirche finden sich nur drei Eigennamen: Jesus, Maria und Pontius Pilatus. Das ist kein Zufall. Die Nennung dieser Namen soll unseren Glauben „erden“.

Jesus

Im Zentrum des Christentums steht nicht ein schöner Mythos, sondern eine historische Person, eine Person aus Fleisch und Blut: der Zimmermann aus Nazaret mit dem jüdischen Namen Jesus. Christen sind überzeugt: Wer Gott kennenlernen will und wer verstehen möchte, wie es um den Menschen steht, der muss auf diesen Jesus schauen und sich auf sein Geschick einlassen.

Eine Anekdote erzählt, zu Napoleon sei einst ein Mann gekommen und habe ihm ein Buch überreicht mit den Worten: „Majestät, hierin habe ich die neue, vollständige Religion der Zukunft geplant, alle Punkte sind berücksichtigt.“ Napoleon blätterte das Buch durch und meinte schließlich: „Recht schön, aber eine Sache fehlt noch.“ Der Mann sagte: „Nein, es fehlt nichts, ich habe alles durchdacht.“ „Doch“, erwiderte Napoleon, „eine Sache fehlt noch.“ – „Welche, Majestät?“ – „Sie müssen sich noch dafür kreuzigen lassen!“

Pontius Pilatus

Diese Anekdote macht verständlich, warum Christen auch den Namen des Heiden Pontius Pilatus in ihr Credo aufgenommen haben: „... gelitten unter Pontius Pilatus“. Dieser Name signalisiert: Hier geht es um ein geschichtliches Ereignis: Damals, als Pilatus römischer Prokurator in Judäa war, ist Jesus tatsächlich hingerichtet worden. Tod und Auferstehung Christi sind nicht bloß ein Mythos, ein schönes Bild für das alljährliche Sterben und Wiedererwachen der Natur oder Ähnliches. Nein, *sub Pontio Pilato* heißt Kreuzigung durch die Römer, und das war eine brutale, handfeste Sache.

Der Mann aus Nazaret ist nicht unser Erlöser geworden, weil seine Botschaft so schön und vernünftig klang, sondern weil er diese Botschaft vom Reich Gottes, diese Botschaft von der Gottes- und Nächstenliebe selbst restlos gelebt hat – bis zum Tod am Kreuz! „Da er die Seinen, die in der Welt waren, liebte, liebte er sie bis zur Vollendung.“ (Joh 13,1) In Jesus ist die Liebe Gottes wirklich Mensch geworden und hat das Schicksal des Menschen bis in die letzten Abgründe hinein geteilt. So bekommt auch der Mensch Anteil am Leben Gottes.

Maria

Untrennbar mit dem Leben Jesu verbunden ist der Name Maria. Der belgische Kardinal Léon Suenens hat nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil auf die Frage, warum Maria vielen Menschen trotz allen Hinzeigens auf sie durch eben dieses Konzil so fremd sei, mit einem bedenkenswerten Wort geantwortet: „Wenn Christus für jemanden zur bloßen Abstraktion geworden ist, dann bleibt auch Maria eine bloße Abstraktion, denn Abstraktionen brauchen keine Mutter.“ Der Name Maria im Credo und alle Marienbilder, Marienfeste und Marienwallfahrtsorte weisen darauf hin, dass Jesus von Nazaret keine Abstraktion, sondern – wie der Erste Johannesbrief sagt – der „im Fleisch Gekommene“ (1 Joh 4,2) ist. Er hat eine Mutter, eine ganz und gar menschliche Mutter, eine jüdische Mutter. Ihr Name verbindet die Geschichte Jesu untrennbar mit der Geschichte Israels. Der Gott Abrahams, den Juden, aber auch Muslime ehrfurchtvoll anbeten, ist auch unser Gott. Er ist es, der in Jesus, dem „Gottes- und Mariensohn“, hautnah unser *Immanuel*, das heißt: Gott-mit-uns, geworden ist.



„Euer Gott muss ein Esel sein!“

Ein Gekreuzigter als Inbegriff der Liebe Gottes? Für die Heiden der Antike ist es eine Eselei. Für rechtgläubige Juden und Muslime bis heute ein abwegiger, gotteslästerlicher Gedanke. Für moderne, liberale Erfolgsmenschen eine Peinlichkeit. Für gläubige Christen nach wie vor das Um und Auf ihres Glaubens.

Kein Andachtsbild

Die älteste uns erhaltene Darstellung des Gekreuzigten ist kein frommes Andachtsbild, sondern eine Karikatur aus der Zeit der Christenverfolgung: Eine Wandkritzelei auf dem Palatin in Rom zeigt den Gekreuzigten mit Eselskopf, davor einen Beter, darunter die spöttischen Worte: „Alexamenos betet seinen Gott an.“ Der heidnische Karikaturist kann offensichtlich nicht verstehen, warum sein Bekannter Alexamenos der Religion des Gekreuzigten nachläuft. Ist Religion nicht dazu da, sich schöne erhebende Gefühle zu verschaffen? Sich von positiven göttlichen Kräften durchströmen zu lassen? Verkörpern die Götter nicht Luxus, Reichtum, Genuss, Lust, Unsterblichkeit?

Versager?

Was soll da eine Hinrichtung am Kreuz? Ein Gekreuzigter ist in den Augen eines tüchtigen römischen Bürgers ein Verbrecher, zumindest ein Versager, jedenfalls ein vom Schicksal Verfluchter und von den Göttern Verlassener. Ein Gott, der sich kreuzigen lässt, muss ein Esel sein. Das Kreuz verkörpert alles Schiefgelaufene, Grausame, Sinnlose in dieser Welt. Ein anständiger Mensch sollte nicht einmal daran denken: „Schon das Wort ‚Kreuz‘ sei nicht nur von Leib und Leben der römischen Bürger verbannt, sondern auch von ihren Gedanken, Augen und Ohren. Denn alle diese Dinge sind eines römischen Bürgers und freien Mannes unwürdig.“ (Marcus Tullius Cicero, † 43 v. Chr., Pro Rabirio 5,16) Der Blick auf die dunkle Seite des

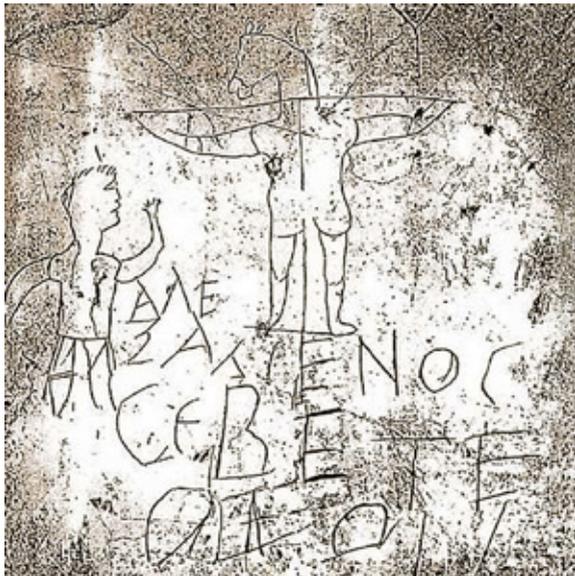
Lebens, auf das unvermeidbare Leid, das auch Unschuldige treffen kann, hat Menschen seit jeher hilflos gemacht.

Flucht

Viele entflohen dieser Hilflosigkeit, indem sie sich ins Vergnügen stürzen. Andere wollen durch „positives Denken“ nur das Schöne und Gute in Welt und Natur wahrhaben. Manche versuchen das Leid „philosophisch“ zu erklären, zum Beispiel mit der Lehre von der Wiedergeburt: Gegenwärtige Schicksalsschläge seien nur die „gerechte Strafe“ für das Fehlverhalten in früheren Leben. Aber darf man es sich so einfach machen? Wer kann grausam misshandelten Kindern mit gutem Gewissen sagen: Das habt ihr euch selbst „eingebrockt“!?

Christliche Frechheit

Der christliche Glaube kennt keine philosophische Erklärung für das Leid. Auf die oft gestellte Frage, warum ein liebender Gott all das Furchtbare in der Welt zulassen kann, weiß er keine befriedigende Antwort. Er darf bescheiden einbekennen: Ich stehe nicht an der Stelle Gottes. Ich durchschaue Gottes Wege nicht und muss sie daher auch nicht rechtfertigen. Christlicher Glaube „weiß“ aber: Gott steht an meiner Stelle. Er ist in Jesus von Nazaret tatsächlich einer von uns geworden. Der ewige Gott als sterblicher Menschenbruder. Eine christliche „Frechheit“!



Juden und Muslime würden in ihren Aussagen über Gott niemals so weit gehen. Aber Christen wagen, es zu sagen: Gott kennt das Menschsein nicht nur „von außen“, sondern „von innen“, aus eigener Erfahrung. Er hat ein echtes Menschenleben durchlebt und „durchliebt“, gerade auch die dunklen Seiten unserer Existenz: das Abgelehnt-Werden, die Enttäuschung, die Angst, die Einsamkeit, die Ohnmacht, das Leiden, das Sterben und – so paradox es klingen mag – sogar die Gottverlassenheit. „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ In diesem Schrei Jesu am Kreuz sammeln sich die lauten und leisen Schreie aller Gequälten aller Zeiten. Gott zaubert die Leiden nicht einfach weg aus der Welt. Aber er versteht jeden Leidenden, nimmt jedes Leid in sein Herz und – so hofft christlicher Glaube – pflanzt ihm den Keim des ewigen Ostermorgens ein.



Ein Jude deutet das Kreuz

11. Februar 2004: Im Grazer Landhaus wird in einer festlichen Sitzung den steirischen Landespolitikern das „Sozialwort des Ökumenischen Rates der christlichen Kirchen in Österreich“ vorgestellt. Als Mitglied des Ökumenischen Forums der christlichen Kirchen in der Steiermark nehme ich daran teil und begrüße nach dem Festakt am Buffet den Opernsänger Richard Ames, der als Vertreter der jüdischen Gemeinde zu dieser Veranstaltung gekommen ist. Er ist Kantor der jüdischen Gemeinde in Graz und pflegt mit großem Engagement Kontakte zu christlichen Organisationen und Gemeinden. Da wir einander schon von früheren Begegnungen kennen, entspinnt sich ein Gespräch zwischen uns, das schließlich sehr ernst wird und mich noch lange bewegt. Er erzählte mir, dass ihm von seinen Glaubensbrüdern manchmal Vorhaltungen gemacht würden: „Wie kannst du bei Veranstaltungen in christlichen Kirchen hebräische Psalmen singen, in Kirchen, wo doch ein Kreuz hängt?“

Dann erklärte mir Richard Ames, wie er als Jude das Kreuz deutet: „Wie steht es im christlichen Testament? Was lehrte der Jude Jesus im Tempel vor seiner Kreuzigung? – Er lehrte das *Schema Jisrael*: ‚Höre Israel: Der EWIGE ist unser Gott, der EWIGE ist der Einzige! Darum sollst du den EWIGEN, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzer Kraft!‘ Und Jesus lehrte auch: ‚Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!‘ – Die ausgebreiteten Arme des Gekreuzigten zeigen zu den Mitmenschen. Sie wollen die Menschen zusammenführen. Und wo Menschen einander näherkommen, da werden sie auch offen für die Transzendenz, offen für den EWIGEN.“

Diese Sicht des Kreuzes, so sagt mir Richard Ames, ermögliche es ihm, dem Juden, auch in Kirchen und christlich geprägten Räumen seine Psalmen zu singen. Es ist

mein letztes Gespräch mit ihm. Am 9. März 2005 stirbt er in Graz. Einige Tage später folge ich mit vielen Trauernden, darunter auch einigen katholischen und evangelischen Geistlichen, seinem Sarg. Dankbar für vieles, besonders aber auch für seine Worte über den Gekreuzigten. *Toda raba!* – Vielen Dank, Richard Ames!





Licht aus Steinen

Es war schon sehr beeindruckend, als der Dorfpfarrer aus dem großen Sakristeikasten Feuersteine holte und uns neugierigen Ministranten erklärte: „Das Feuer, mit dem die Osterkerze entzündet wird, muss aus Steinen geschlagen werden. Der Funke aus den Steinen ist Zeichen für den ans Kreuz geschlagenen Christus, der aus dem Felsengrab erstand, um die Welt zu erhellen.“ Im Religionsunterricht erfuhren wir Kinder, dass die Osterkerze auch an das Alte Testament erinnere. Spannend erzählte unser Katechet die Geschichte vom Roten Meer, vom Pharao, von Mose und dem Volk Israel, das in die Freiheit geführt wurde, und von Gott, der die Israeliten tagsüber in einer weißen Wolkensäule und in der Nacht in einer leuchtenden Feuersäule begleitet haben soll. „Unsere Osterkerze“, so der Katechet, „ist auch so eine Säule der Gegenwart Gottes. Gott ist in Jesus immer für uns da und will auch uns von mächtigen Tyrannen befreien. Sie heißen Angst, Sünde, Verzweiflung, Tod.“ Auch wenn wir nicht alles verstanden, es klang ziemlich eindrucksvoll, was Jesus da für uns unternommen hatte. Und die Osterkerze machte es deutlich.

Alpha und Omega

Als jüngster Ministrant durfte ich bei der Feuerweihe auf einer Silbertasse fünf goldfarbene Weihrauchkugeln halten. Der Pfarrer steckte sie dann in das auf die Osterkerze geklebte rote Wachs Kreuz, und zwar in die Mitte und die vier Enden des Kreuzes je eine. Sie stellten die fünf großen Wunden des Gekreuzigten dar. Vom Tod Jesu ging ja nicht Verwesungsgeruch aus, sondern der Duft des Lebens, der Festlichkeit, der Anbetung. Jesus gab der ganzen Welt und der ganzen Geschichte einen einmaligen Sinn. Das bezeugten auch die zwei seltsamen Zeichen auf der Osterkerze: das Alpha und das Omega, der erste und der letzte Buchstabe des griechischen Alphabets. Der Gekreuzigte und Auferstandene sei Anfang und Ziel und freilich auch Mitte der Welt und unseres Lebens, erklärte der Pfarrer. Christus umfasse alles, das tiefste Dunkel und

das hellste Glück der Welt. Jeder von uns müsse manchmal einen Karfreitag durchmachen, aber durch Christus habe jeder Karfreitag die Chance, einen Ostersonntag hervorzubringen. So oder ähnlich deutete der einfache Geistliche das Geheimnis der Osternacht als Geheimnis unseres Lebens.

Jahreszahl

Ja, und dann war auf der Osterkerze noch die Jahreszahl angebracht, in roten Wachsziffern. Das, was einst in Jerusalem geschehen ist, werde auch heute in unserem Dorf aktuell, sei jetzt für uns lebendige Gegenwart, mahnte der Pfarrer. Jesus Christus nehme uns und unser Heute in seine Auferstehung hinein. Und wir, die wir an ihn glauben, dürften, ja müssten seine Botschaft durch die Zeit tragen – von Jahr zu Jahr. Ich weiß noch gut, wie unser Pfarrer mit einer kleinen Silberlanze die Ziffern nachzeichnete: 1 - 9 - 5 - 8. Seither sind viele Jahre vergangen. Jedes Jahr brachte in mein Leben eine eigene Mischung von Freuden und Sorgen, Ängsten und Hoffnungen – und verlässlich, wenn auch manchmal zaghaft, das Licht der Osterkerze: *Lumen Christi! – Deo gratias!*



Die Kirche feiert Geburtstag

Das Wort Pfingsten kommt vom griechischen *pentekoste* und bedeutet „der fünfzigste (Tag)“. Am 50. Tag nach Ostern ist den Aposteln etwas ganz Besonderes widerfahren, das bis heute als „Geburtstag der Kirche“ gefeiert wird.

Ein Tag Ende Mai im Jahre 30 n. Chr.: Juden aus aller Herren Länder sind nach Jerusalem gekommen, um das jüdische Fest Schawuot zu feiern, ein Erntedankfest am Ende der Weizenernte in Palästina, an dem auch feierlich an die Verkündigung der Gebote Gottes am Sinai zur Zeit des Mose gedacht wird. Unter den Pilgern sind auch ein paar Männer und Frauen aus Galiläa, Anhänger jenes Jesus aus Nazaret, der vor sieben Wochen zum Pesachfest hier vor der Stadt gekreuzigt worden ist. Sie sind, seit sich ihnen ihr Meister in „Erscheinungen“ gezeigt hat, fest davon überzeugt, dass er auferstanden ist und im Licht Gottes lebt, aber noch fehlt ihnen der Mut, öffentlich davon zu reden.

Sturm und Feuer

„Und da“ – so schreibt 50 Jahre später der christlich gewordene Arzt Lukas in seiner Apostelgeschichte – „kam plötzlich vom Himmel her ein Brausen, wie wenn ein heftiger Sturm daher fährt, und erfüllte das ganze Haus, in dem sie waren. Und es erschienen ihnen Zungen wie von Feuer. Alle wurden mit dem Heiligen Geist erfüllt und begannen, in fremden Sprachen zu reden. Da trat Petrus auf, zusammen mit den Elf; er erhob seine Stimme und begann zu reden: Diesen Jesus (der gekreuzigt worden ist) hat Gott auferweckt, dafür sind wir alle Zeugen!“ (Text stark gekürzt aus App 2) Rund 3000 Menschen – so erzählt Lukas weiter – glaubten den begeisterten Worten des mutig gewordenen Petrus und ließen sich taufen. Das, was wir Gemeinschaft der Kirche nennen, wurde damals in Jerusalem geboren. Pfingsten wird mit Recht „Geburtstag der Kirche“ genannt, und das heißt, dass die Kirche trotz

mancher menschlichen Schwächen in ihrem Wesen eine Erfindung des Heiligen Geistes bleibt.

Geheimnisvoll, wild und sanft

Und wer ist dieser Heilige Geist, der hinter diesem Ereignis stecken soll?

In vielen Gebeten wird er in einem Atemzug mit „Vater“ und „Sohn“ genannt und bleibt doch der „geheimnisvolle Dritte“ in Gott. Schon die hebräische Bibel, das Alte Testament, spricht von der *ruach* Gottes. Das Wort *ruach* ist (meist) weiblich und bedeutet Wind, Atem, Lebensatem, Geist. Ähnliches meint im Neuen Testament das griechische Wort *pneuma*. Es geht um die (mütterliche) Lebenskraft Gottes, die die ganze Schöpfung durchweht und die Vielfalt des Lebens hervorbringt, die die Menschen ermutigt, großzügig macht und für Gott begeistert. Und ist Gott in Jesus ein sichtbarer und angreifbarer Mensch geworden, so ist er im Heiligen Geist der Unsichtbare, nicht Fassbare, der „Wind, der weht, wo er will“ (Joh 3,8). Diese „Kraft aus der Höhe“ (Lk 24,49) kann sich im Leben der Menschen als wilder Sturm gebärden, der das Morsche wegweht und die Segel des Neuen bläht, der Prophetinnen und Propheten zu lautem Rufen drängt und als frischer Wind für Überraschungen sorgt. Aber sie ist auch spürbar als sanftes Säuseln, das den gehetzten Seelen Ruhe gibt und Gott in den Tiefen des menschlichen Herzens wohnen lässt. Ist die Taube Symbol ihrer Sanftheit, so das Feuer Symbol ihrer Dynamik.

Gott selber

Diese Kraft, die niemand anderer als Gott selber ist, begeistert zu allen Zeiten Menschen für das Evangelium und gibt der Kirche Jesu Christi durch die Jahrhunderte Leben und Wachstum. Sie wirkt aber auch in den Menschen anderer Religionen bis zum heutigen Tag; sie wird einst die ganze Schöpfung zu Gott „treiben“, den Tod überwinden und alles vollenden. Das meinen Christinnen und Christen, wenn sie sprechen: „Ich glaube an den Heiligen Geist.“ Und deshalb feiern sie (sicher schon seit dem 3. Jahrhundert) mit großer Freude das Pfingstfest.



Gott ist nicht einsam

„Es gibt nur einen Gott!“ – So predigt man in Synagogen, Kirchen und Moscheen. Juden, Christen und Muslime stimmen im Bekenntnis zur Einzigkeit Gottes überein. Die Christen wagen sich allerdings noch einen Schritt weiter in das Geheimnis Gottes hinein. Nach ihrer Überzeugung ist dieser eine Gott kein einsames Ich, kein starrer „Punkt“, sondern Dynamik: In Gott gibt es Bewegung, Beziehung, Leben.

Dreifaltig dynamisch

Anknüpfend an bestimmte Aussagen der Heiligen Schrift haben christliche Theologen dieses „Innenleben“ Gottes so „skizziert“: Der Ursprung des göttlichen Lebens wird *Vater* genannt. Er verschenkt sich und bringt ein innergöttliches Gegenüber hervor, das wir *Sohn* nennen. Vater und Sohn lieben einander, und Frucht dieser innergöttlichen Liebe ist der *Heilige Geist*. Man kann auch sagen: Gott ist ewige Liebe, *hervorbringende* Liebe als Vater, *empfangende* Liebe als Sohn, *sich austauschende* Liebe als Heiliger Geist. Der eine Gott ist seit Ewigkeit in sich „drei-personal“. Vater, Sohn und Geist sind der dreifaltige Gott (vgl. Mt 28,19).

Was hat das mit uns zu tun?

Christlicher Glaube sagt: Der ewige Gott will auch uns teilhaben lassen an seinem Leben. Deshalb hat er das Universum erschaffen und seinen Sohn in die Welt geschickt, damit er als Jesus von Nazaret, als wirklicher Mensch, sein Leben mit den Menschen teile und sie zum „Leben in Fülle“ führe (vgl. Joh 10,10; 14,24). Und er durchwirkt und vollendet die ganze Schöpfung mit seinem Heiligen Geist (vgl. Röm 8,11; Ps 104,30). Die Bibel sagt: Nur Liebende können eine Ahnung davon haben, wer Gott ist. „Jeder, der liebt, ... erkennt Gott. Wer nicht liebt, hat Gott nicht erkannt; denn Gott ist die Liebe.“ (1 Joh 4,7–8)

Sinn des Lebens

Wenn Gott Liebe und Gemeinschaft ist, dann besteht auch der Sinn unseres Lebens darin, unser Leben mit anderen zu teilen, lieben zu lernen, am Du zu reifen und gerade so unser innerstes Wesen zu entfalten. Gott selbst lebt uns diese Liebe vor – seit Ewigkeit. Das feiern Christinnen und Christen besonders am Sonntag nach Pfingsten: mit dem Dreifaltigkeitsfest.



Leben unter guten Vor-Zeichen

„Werdet, was ihr seht!“ Dieses altchristliche Wort, ursprünglich auf die Eucharistie bezogen, gilt auch im Blick auf die Taufe und ihre Riten. In der katholischen Tauffeier wird grundgelegt und symbolisch dargestellt, was christlicher Glaube ist und wozu wir als Christenmenschen berufen sind.

Kreuzzeichen

Schon vor der Taufe bezeichnen Taufspender und Angehörige den Täufling mit dem Kreuzzeichen. Denn Christ-Sein ist in seinem tiefsten Wesen nicht eigene Leistung, sondern Geschenk: Noch bevor ich mich für Gott und Christus entscheiden kann, hat Gott sich bereits für mich entschieden – in Jesus Christus. (Dieser Aspekt wird in der Kindertaufe besonders deutlich.) Der Glaube der ganzen Gemeinschaft der Kirche geht mir voraus, „prägt“ mich und trägt mich ein Leben lang, lässt meinen persönlichen Glauben wachsen und reifen. Mein Leben steht unter einem guten „Vorzeichen“.

Taufe mit Wasser

Wasser ist Ursymbol für Reinigung und Erfrischung, Tod und Geburt, Sterben und Auferstehen. Das Wort „Taufe“ kommt von „tauchen“. Wer „im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“ (Mt 28,19) getauft wird, wird eingetaucht in die Liebe Gottes, um aus Gott neu geboren zu werden. Neue Geburt bedeutet hier: Das letztlich Bestimmende in meinem Leben ist nicht meine biologische Geburt, mein genetisches Erbe mit vorprogrammiertem Sterbenmüssen, und nicht meine „soziale Geburt“, mein Hineingeboren-Sein in ein Milieu, in Belastungen und Schuldzusammenhänge (theologisch auch „Erschuld“ genannt), sondern das letzte Wort in meinem Leben hat Gott. Er ist die Quelle ewigen Lebens. Der Apostel Paulus drückt das so aus: „Wir wurden mit ihm (Christus) begraben durch die Taufe auf den Tod; und wie Christus durch die Herrlichkeit des Vaters von den Toten auferweckt

wurde, so sollen auch wir als neue Menschen leben.“ (Röm 6,4) – „Wenn jemand in Christus ist, dann ist er eine neue Schöpfung.“ (2 Kor 5,17) – „Was kann uns scheiden von der Liebe Christi? Bedrängnis oder Not oder Verfolgung, Hunger oder Kälte, Gefahr oder Schwert? ... Ich bin gewiss: Weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Gewalten der Höhe oder Tiefe noch irgendein Geschöpf können uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn.“ (Röm 8,35–39) Diese Liebe Gottes, aus der ich als Getaufte immer neu leben darf, ist kein Privatbesitz. Sie ist ihrem Wesen nach ein Geschenk zum Weiterschicken: „Wenn Gott uns so geliebt hat, müssen auch wir einander lieben!“ (1 Joh 4,11)

Salbung mit Chrisam

Das Chrisam-Öl, mit dem ich bei der Taufe gesalbt worden bin, ist Symbol für den Geist Gottes. Im alten Israel wurden die großen Hoffnungsträger des Volkes, Könige, Priester und Propheten, mit Öl gesalbt. Das Neue Testament verkündet, dass Jesus von Nazaret der Gesalbte schlechthin ist (hebräisch *Meschiach*, griechisch *Christos*). Er ist auf einzigartige Weise König, Priester und Prophet – Hoffnungsträger wie niemand sonst. Durch die Taufe bekomme ich aber Anteil an seinem Königtum, Priestertum und Prophetenamt. In der Heiligen Schrift lesen wir: „Er hat uns zu Königen gemacht und zu Priestern vor Gott, seinem Vater.“ (Offb 1,6) – „Ihr seid eine königliche Priesterschaft.“ (1 Petr 2,9) – „Eure Söhne und Töchter werden Propheten sein.“ (Joël 3,1; Apg 2,17) Das verdeutlicht die Kirche mit dem Ritus der Chrisam-Salbung nach der Taufe. Als Christ oder Christin habe ich eine priesterliche Berufung: Ich darf Menschen zu Gott führen, ihnen Gottesnähe vermitteln, ein Segen für sie sein. Ich habe auch königliche Würde und Anteil an königlichen Aufgaben. Zu den Aufgaben eines Königs im biblischen Israel gehört die Verantwortung für das Zusammenleben des Volkes und der Schutz für die Schwächeren und Benachteiligten. Die prophetische Berufung zeigt sich darin, ein kritischer Mensch zu sein, die Zeichen der Zeit zu verstehen, das Notwendige zu erkennen und Gottes Wort in geeigneter Weise zur Sprache zu bringen.

Überreichung des weißen Kleides

„Die ihr auf Christus getauft seid, ihr habt Christus angezogen. Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid eins in Christus.“ (Gal 3,27–28) An dieses gewaltige Wort des Apostels Paulus erinnert das weiße Taufkleid. Der Glaube an die Liebe Gottes, die uns in Christus umgibt, kann soziale Schranken überwinden und neue Formen des Miteinanders kultivieren.

Übergabe der brennenden Taufkerze

In der Heiligen Schrift finden wir das Christuswort „Ich bin das Licht der Welt!“ (Joh 8,12), aber auch das Wort „Ihr seid das Licht der Welt!“ (Mt 5,14). Demnach genügt es nicht, als getaufter Mensch ein „Kirchenlicht“ zu sein und über die finstere und sozial kalte Welt zu klagen. Ein Mensch, der seine Taufe ernst nimmt, wird versuchen, in die Welt Licht zu bringen: Orientierung und Wärme.

Effata-Ritus

Der Taufspender berührt Ohr und Mund des Täuflings und spricht das aramäisch überlieferte Wort Jesu: „*Effata*“ – Tu dich auf! (Vgl. Mk 7,31–37) Die bekannte Darstellung der drei „asiatischen Affen“ – einer hält sich die Ohren zu, um nichts zu hören, der andere die Augen, um nichts zu sehen, und der dritte den Mund, um nicht zu sprechen – ist nicht das Idealbild christlicher Weisheit und Lebensgestaltung. Christlicher Glaube sagt vielmehr: *Effata* – Tu dich auf! Öffne deine Sinne! Nimm die Wirklichkeit um dich herum wahr, sei hellhörig, schau genau hin, rede mit – und gestalte mit!



Fleisch essen und Blut trinken?

„Dürfen Vegetarier zur Kommunion gehen?“, fragte mich einmal eine deutsche Satirikerin. Sie spielte auf das Christuswort aus dem Johannesevangelium an: „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm!“ (Joh 6,56) Und ein Zyniker ging sogar noch weiter, als er ätzte: „Katholiken sind Kannibalen! Sie glauben ja, dass sie in der Kommunion wirklich Leib und Blut Christi essen.“ Man kann es nicht oft genug sagen: Wer zur Kommunion geht, empfängt den „Leib des Herrn“ nicht so, dass er Muskel und Organe, Haut und Haare des Herrn verzehren würde (was ja nicht nur Vegetarier abschrecken müsste!). Er empfängt – darauf wurde im katholischen Dogma immer Wert gelegt – „nur“ das unsichtbare „Wesen“ des Christusleibes. Was bedeutet das?

Philosophie: Substanz und Akzidenzien

Die klassische (aristotelische) Philosophie, die bei der Ausformulierung der katholischen Eucharistielehre Pate stand, kann hier hilfreich sein. Sie unterscheidet bei jedem Ding zwischen *Akzidenzien* (äußere, messbare Wirklichkeiten) und *Substanz* („Wesen“, tiefster Sinn eines Dinges). Zu den Akzidenzien des menschlichen Leibes gehören Haut, Farbe, Muskel, Größe, Alter, ... – kurz: die gesamte physikalische und chemische Wirklichkeit. Die (unsichtbare) Substanz des menschlichen Leibes besteht darin, dass er Ausdruck einer bestimmten Person ist. Heutige Philosophen verwenden den Substanz-Begriff kaum. Theologisch kann man sagen: Das Wesen (die *substantia*) eines Dinges ist das, was ein Ding in den Augen Gottes ist, das, wozu Gott es bestimmt hat.

Was geschieht bei der Wandlung in der Messe?

Das Brot bleibt in seinen Akzidenzien, also physikalisch-chemisch gesehen, weiterhin Brot. Aber sein „Wesen“, sein tiefster Sinn, wandelt sich. Das „Wesen“ ei-

nes gewöhnlichen Brotes besteht darin, ein bestimmtes irdisches Nahrungsmittel zu sein. Nach der Konsekration besteht sein „Wesen“ nicht mehr darin, irdisches Brot zu sein, sondern es bekommt eine neue Identität. Es wird zum „Wesen“ des Christusleibes, das heißt Ausdruck der Person Jesu Christi und seiner Liebe zu uns. Er – Christus – ist in der Gestalt des Brotes wahrhaft und wirklich präsent. Aber die Akzidenzien des Christusleibes (Muskel, Knochen, Haut ...) sind nicht präsent und werden von den Gläubigen auch nicht „gegessen“. Analoges gilt für den Wein und das Blut Christi: Physikalisch-chemisch gesehen bleibt der Wein auch nach der Wandlung Wein. Aber sein tiefster Sinn, sein „Wesen“, ändert sich. Vor der Wandlung ist er nur ein beliebter Trank, „Frucht des Weinstocks und der menschlichen Arbeit“, wie es in den liturgischen Texten heißt, nachher enthält das, was wir als Wein wahrnehmen, das „Wesen“ des Blutes Christi. Nicht Blutzellen und Blutplasma Christi werden kommuniziert, aber das „Wesen“ seines Blutes, das heißt die Person Christi selbst, die aus Liebe zu uns sogar ihr Blut vergossen hat.

Zungenbrecher: Transsubstantiation

Der spätere Kardinal John Henry Newman († 1890) hatte, bevor er von der anglikanischen Kirche in die katholische Kirche übertrat, große Probleme mit der katholischen Eucharistielehre. Er war nämlich auch der Meinung, Katholiken müssten glauben, in der heiligen Eucharistie materielles Fleisch zu kauen. Erst ein irischer Priester, der über diese falsche Ansicht bestürzt war, klärte ihn auf: Katholische Christen glauben an eine substanzielle, aber nicht an eine materielle Verwandlung von Brot und Wein.

Weil die Wandlung der Messe nicht die materielle Wirklichkeit von Brot und Wein und von Leib und Blut Christi betrifft, sondern „nur“ deren „Wesen“, wird sie mit einem fachtheologischen Zungenbrecher *Transsubstantiation* (deutsch: Wesensverwandlung) genannt. Also Kannibalen werden am Tisch des Herrn nicht auf ihre Rechnung kommen – und Vegetarier mögen getrost herantreten.



Alles kann heil werden

„Zu meiner Schulzeit war das Beichten-Gehen ein Horror. Mich kriegt niemand mehr in den Beichtstuhl!“ – „Ich habe keinen umgebracht und komme mit meinen Mitmenschen recht gut aus. Was sollte ich beichten?“ – „Was gehen den Pfarrer meine Sünden an? Schafft die Beichte ab!“ Solche und ähnliche Äußerungen machen klar: Die Beichte ist derzeit nicht „in“. Der Beichtboom früherer Jahrzehnte ist vorbei. Zwischen 1850 und 1965 wurde so oft und so viel gebeichtet wie niemals zuvor in der Kirchengeschichte. Ohne Zweifel ging das auf Kosten der Qualität. Moralische Kleinkrämerei, übertriebene Sündenangst und Zwang in der religiösen Erziehung verdüsterten zusätzlich die Schönheit dieses Sakramentes. Es wurde von vielen nicht mehr als Geschenk, sondern als Last erlebt.

Neuentdeckung

Manches muss längere Zeit ruhen, bevor es neu entdeckt werden kann. Vielleicht gilt das auch für die Beichte und alles, was dazugehört. Denn sie ist ja etwas, was dem Wesen des Menschen durchaus entspricht. Wer ehrlich mit sich selber ist, wird im Laufe des Lebens immer wieder sagen müssen: Hier habe ich versagt. Hier habe ich einen Schnitzer gemacht. Hier habe ich mich verrannt. Wer ehrlich ist, weiß auch, dass sich vieles nicht einfach mit ein bisschen gutem Willen zurechtbiegen lässt. Und er weiß, dass es Schuld gibt, die man eigentlich nicht wiedergutmachen kann, vielleicht weil der Mitmensch, an dem man schuldig geworden ist, nicht mehr erreichbar ist, vielleicht weil die bösen Folgen eigenen Versagens sich trotz Reue der Kontrolle entziehen. Wir haben das, was wir getan haben und tun, nie ganz in unserer Hand. Es übersteigt unsere Kräfte.

Wird alles wieder gut?

Jesus, der große Menschenkenner, weiß um diese verzwickte Situation des Menschen und verkündet deshalb eine Vergebung, die weit über menschliches Verzeihen hinausgeht: „Deine Sünden sind dir vergeben“ – Es wird alles wieder gut! So etwas kann nur Gott selbst versprechen. Nur er hat das „Wort, das alles heilt“ (Weish 16,12). Nur er kann auch die krummsten Dinge, die Menschen gedreht haben, zu einem guten Ende führen. Und er tut das auch wirklich, wenn Menschen seine Vergebung annehmen und in sich wirken lassen. Diese erlösende Wahrheit hat Jesus gelebt und dafür ist er gestorben.

Sündenvergebung in vielen Formen

Es ist der Wille Jesu, dass dieses Wort der Vergebung in der Welt nicht verstumme. Deshalb gibt er – so bezeugt die Bibel – seinen Aposteln etwas Wichtiges mit auf den Weg: „Wem ihr die Sünden vergebt, dem sind sie vergeben ...!“ (Joh 20,23) Seit 2000 Jahren bemüht sich die Gemeinschaft der Kirche, diese Vergebung Gottes auf verschiedene Weise sichtbar und hörbar an die Menschen weiterzugeben: durch das Verkünden des Evangeliums, durch die Feier der Taufe und der heiligen Messe, durch Bußgottesdienste, Fürbitten usw. Und Menschen zeigen ebenfalls auf vielfältige Weise, dass sie erneut den Weg des Guten gehen wollen: durch tätige Reue, Werke der Nächstenliebe, Gebete, Versöhnungsbereitschaft, Feindesliebe usw.

Eine besondere Form

Eine ganz besondere Form der Sündenvergebung ist das Sakrament der Buße, bei uns meist sehr verkürzt „Beichte“ genannt, weil man dabei seine Schuld nicht nur innerlich bereut, sondern auch mutig beim Namen nennt („beichtet“). Der Priester, der in der Nachfolge der Apostel steht, darf dann im Sinne Jesu die Lossprechung (*Absolution*) geben. Sein Vergebungswort ist das menschliche Zeichen für die Vergebung Gottes (ähnlich wie bei der Messe Brot und Wein sichtbares Zeichen für die Gegenwart Jesu sind). Wer dieses Sakrament aufrichtig empfängt, erhält eine große Kraft für die sinnvolle Gestaltung seines Lebens.

Muss man in den Beichtstuhl?

Es gibt mehrere Möglichkeiten, das Sakrament der Buße zu empfangen. Manche gehen gerne in einen Beichtstuhl (wegen der größeren Anonymität), andere bevorzugen das Aussprachezimmer eines Priesters. Man muss bei einer Beichte nicht alle Sünden aufzählen oder gar irgendwelche Formeln auswendig aufsagen, wie manche meinen. Nach einer ernsthaften Gewissenserforschung weiß man normalerweise, was wichtig ist und was benannt werden soll. Für jemanden, der dieses Sakrament schon länger nicht empfangen hat, ist es wohl am besten, wenn er mit einem Priester ein Gespräch vereinbart. Der Priester hilft dann gerne weiter.

Pflicht zur Beichte?

Die Kirche lädt die Gläubigen ein, das Sakrament der Buße öfter zu empfangen. Dazu verpflichtet sind nach der Lebensordnung der katholischen Kirche die Gläubigen allerdings nur dann, wenn sie sich einer schweren Sünde bewusst sind. In diesem Fall sollen sie innerhalb eines Jahres, aber nach Möglichkeit bevor sie wieder zur heiligen Kommunion gehen, das Sakrament der Buße empfangen. Als schwer gilt eine Sünde dann, wenn sie (1.) eine „wichtige Sache“ betrifft, also im groben Kontrast zum christlichen Leben, wie es sein soll, steht, (2.) vom Gewissen klar als Sünde erkannt und (3.) trotzdem mit bedachter Zustimmung begangen wird.

„Buße“ kommt von „bessern“

„Es gibt heute weniger Beichten als vor 50 Jahren, aber ihre Qualität hat zugenommen“, sagt ein alter erfahrener Seelsorger. Das Ziel des Bußsakramentes und aller anderen Formen der Buße liegt darin, dass es dem Menschen im Vertrauen auf Gott immer „besser“ gelingt, ein versöhnter Mensch zu sein – versöhnt mit Gott, mit den Mitmenschen, mit der Schöpfung, mit dem eigenen Leben. Auf jeden Fall ein erstrebenswertes Ziel.



Diener der Diener Gottes

Mit dem Fischer Petrus fing es keimhaft an, durchlebte eine wechselhafte Geschichte voller Licht und Schatten und ist heute eine gut hörbare Stimme der Christenheit in der Welt: das Papsttum. Die Gestalt des Simon Petrus ist von Anfang an eng mit der christlichen Botschaft verbunden. Jesus selbst gibt dem verheirateten Fischer aus Galiläa, den er zu seinem Jünger macht, den bedeutungsvollen aramäischen Beinamen *Kephas* (Fels), was man griechisch mit *Petros*, lateinisch mit *Petrus* übersetzt (Joh 1,42). Dieser Jünger wird – so fasst Joseph Ratzinger 1998 das Petrusbild des Neuen Testaments zusammen – „trotz seiner menschlichen Schwäche von Christus ausdrücklich an die erste Stelle der Zwölf gesetzt (Mt 10,2) und dazu berufen, in der Kirche eine eigene und besondere Funktion auszuüben. Er ist der Fels, auf den Christus seine Kirche bauen wird (Mt 16,18), er ist derjenige, der [...] die Brüder stärken wird (Lk 22,32); er ist schließlich der Hirte, der die ganze Gemeinschaft der Jünger des Herrn leiten wird (Joh 21,15–17).“ (Der Primat des Nachfolgers Petri im Geheimnis der Kirche – Erwägungen der Kongregation für die Glaubenslehre, Rom 1998, 3)

Wer ist der Nachfolger des Petrus?

Frühchristliche Schriften bezeugen, dass Petrus nach Rom gekommen ist, um dort das Evangelium zu verkünden, und dass er dort mit dem Apostel Paulus unter Kaiser Nero das Martyrium erlitten hat. Weil die Christengemeinde von Rom ihren Ursprung gleich auf zwei Apostel zurückführen kann und sich außerdem durch reiche karitative Tätigkeit auszeichnet, gewinnt sie unter den anderen Christengemeinden im Römerreich schon sehr früh hohes Ansehen. In den Glaubensstreitigkeiten und innerkirchlichen Wirren der ersten Jahrhunderte orientieren sich die verunsicherten Christen gerne am „apostolischen“ Glauben der Kirche von Rom und der Lehre ihres Bischofs. Spätestens ab 250 n. Chr. beziehen die römischen Bischöfe das Ver-

sprechen, das Christus dem Petrus gab, auch ausdrücklich auf sich: „Du bist Petrus (Fels). Auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Mächte der Unterwelt werden sie nicht überwältigen. Ich werde dir die Schlüssel des Himmelreichs geben. Was du auf Erden binden wirst, das wird auch im Himmel gebunden sein, und was du auf Erden lösen wirst, das wird auch im Himmel gelöst sein.“ (Mt 16,18–19) Noch heute zieren diese Worte, in riesigen Buchstaben geschrieben, das Innere des Petersdomes, der über dem Grab des jüdischen Fischers erbaut worden ist. Damit signalisiert die katholische Kirche: Wie einst Petrus die erste Jüngerschar angeführt hat (Apg 1,15; 2,14; 15,7 und öfter), so steht heute der Papst (von griechisch *pappas*, das heißt väterlicher Mensch) als oberster Bischof an der Spitze der katholischen Kirche. Diese Führungsposition des Papstes nennt man Primat (von lateinisch *primus*, das heißt der Erste).

Der Papst – Machthaber oder Diener der Kirche?

Ihren Primat nehmen die Bischöfe von Rom im Lauf der Kirchengeschichte sehr unterschiedlich wahr. In den ersten Jahrhunderten bildet sich das System der Patriarchate heraus: Außer Rom sind auch die Bischofssitze von Antiochien und Alexandrien und später auch die von Konstantinopel und Jerusalem maßgebliche Zentren kirchlichen Lebens und kirchlicher Organisation. Wichtige Fragen werden gemeinsam auf Konzilien entschieden. Die Bischöfe sehen sich primär als Kollegen des Bischofs von Rom, nicht als dessen Untergebene. Nach der tragischen Trennung von der Ostkirche und ihren Patriarchaten wird der Bischof von Rom im Abendland zur „einsamen Spitze“ der Hierarchie, ja zum religiösen Monarchen, der als Fürst des Kirchenstaates auch weltliche Macht besitzt und bis 1870 über große Teile Italiens herrscht. Heute verfügt der Papst nur mehr über den Zwergstaat Vatikan, der es ihm aber ermöglicht, in internationalen Beziehungen als Souverän aufzutreten und politisch frei zu handeln.

Nicht immer saßen tüchtige und heiligmäßige Männer auf dem Stuhl Petri. „In der Geschichte des Papsttums“, schreibt Joseph Ratzinger als Präfekt der Glaubenskongregation

gregation, „hat es an menschlichen, auch schweren Irrtümern und Mängeln nicht gefehlt“ (a. a. O., 15). Und der heilige Vinzenz Pallotti (1795–1850) soll gesagt haben: „Es gibt Päpste, die Gott selber auswählt, solche, die er annimmt, und solche, die er duldet.“ Päpstliche Macht ist missbrauchbar und wurde missbraucht. Darin liegt auch eine der Wurzeln für die Glaubensspaltung im 16. Jahrhundert, die die abendländische Christenheit bis heute schmerzhaft in eine „katholische“ und eine „evangelische“ teilt. Andererseits konnte es nur einem starken und selbstbewussten Papsttum gelingen, die Sache der Religion erfolgreich vor der Willkür des Kaisers und anderer Herrscher zu schützen. Die Trennung von Kirche und Staat, heute Standard jeder modernen Gesellschaft, ist Frucht des historischen Ringens zwischen Papsttum und Kaisertum im Abendland. Dass Europa über lange Zeit im Papsttum einen kraftvollen Förderer von Kunst und Wissenschaft hat – unser Kalender etwa wird nach Papst Gregor XIII. „Gregorianischer Kalender“ genannt –, wird niemand ernsthaft bestreiten wollen. Vor allem aber aus der Sicht des Glaubens kann man dankbar sagen: Gut, dass Gott seiner Kirche diesen „Dienst der Einheit“ gab und gibt. Sonst wäre die katholische Kirche, der heute weltweit 1,2 Milliarden Menschen angehören, wohl längst in unzählige Kirchen, Gemeinschaften und Sekten zerfallen. Die Bezeichnung *römisch-katholisch* erinnert an diese sichtbare Einheit der Kirche, die im Bischof von Rom deutlich zum Ausdruck kommt. „*Servus servorum Dei* – Diener der Diener Gottes“ lautet einer der offiziellen Titel des Papstes.

Kraftvolle Stimme in der Welt

1870 definiert das Erste Vatikanische Konzil feierlich: Dem Bischof von Rom kommt die höchste und universale Leitungsvollmacht in der ganzen Kirche zu (Jurisdiktionsprimat). Ebenso legt es fest, unter welchen Bedingungen ein Papst – ohne rechtliche (!) Abhängigkeit von einer anderen kirchlichen Instanz – die „Unfehlbarkeit“ einer kirchlichen Lehre konstatieren kann. Diese Möglichkeit, selbstständig ein Dogma zu verkünden, von der die Päpste so gut wie nie Gebrauch gemacht haben, wird missverständlich als „Unfehlbarkeit“ des Papstes bezeichnet. Alle orthodoxen und protestantischen Kirchen lehnen diese – vom Zweiten Vatikanischen

Konzil (1962–1965) erneut bestätigten! – Ansprüche des Papsttums ab. Auch viele katholische Christen unserer Zeit haben Schwierigkeiten mit dem Papsttum. Dennoch trat Johannes Paul II. (1978–2005) wie kein Papst zuvor in das Rampenlicht der Öffentlichkeit und wurde weltweit zur „Stimme der Christenheit“. Unermüdlich wies er auf Gott und Christus hin, mahnte zum Respekt vor der Menschenwürde und forderte soziale Gerechtigkeit, trat für friedliche Konfliktlösung unter den Völkern und Ehrfurcht vor der Schöpfung ein. Dass es auch Problematisches in seiner Amtszeit gab, mindert die Bedeutung dieser prophetischen Stimme nicht. Mehrmals äußerte Johannes Paul II. den Wunsch, man möge in Zukunft eine Form des Petrusdienstes finden, die auch von orthodoxen und evangelischen Christen als sinnvoll und hilfreich akzeptiert werden kann. Als der jetzige Papst Benedikt XVI. noch als Kardinal zur Zukunft des Papsttums befragt wurde, antwortete er: „Ein Mensch ist notwendig, der als Nachfolger des heiligen Petrus dasteht und eine personale Letztverantwortung trägt, die kollegial abgestützt ist [...]. Formen der Ausübung werden sich ändern, werden sich sicher ändern, wenn bisher getrennte Gemeinschaften in die Einheit mit dem Papst eintreten.“ (Ratzinger / Seewald, Salz der Erde – Christentum und katholische Kirche an der Jahrtausendwende, 1996, 273) Niemand kann heute sagen, wie sich der Petrusdienst in Zukunft gestalten wird.



Ist der Papst unfehlbar?

Wie kann der Papst unfehlbar sein? Er sündigt doch sicher auch manchmal. Jeder Mensch hat Fehler. Was bedeutet Unfehlbarkeit? – So oder ähnlich fragen viele.

Eines ist klar: Ein Papst ist kein Übermensch, weder allwissend noch sündenlos. Er kann Fehler haben und falsche Entscheidungen treffen. Manches dunkle Kapitel der Kirchengeschichte erinnert sehr deutlich daran. Allerdings sagt katholischer Glaube – und darum geht es beim Begriff „Unfehlbarkeit“ – dass trotz Irrtums und menschlicher Schwäche die Wahrheit des Evangeliums in der Kirche nie ganz verloren gehen kann. Nicht weil die Hirten der Kirche mit dem Papst an der Spitze so tüchtig wären, sondern weil Gott selbst dafür sorgt: Jesus Christus hat seiner Kirche den Beistand des Heiligen Geistes versprochen (vgl. Joh 14,16–17 und 16,12–13) und gibt damit Gewissheit: Gottes Wahrheit setzt sich immer wieder durch; sie ist unzerstörbar! Sogar in Zeiten großer Verdunkelung bleibt sie in ihren Grundzügen erkennbar.

Wahrheit setzt sich durch

Besonders deutlich tritt sie zutage, wenn alle Bischöfe, ja die Gesamtheit der Gläubigen, in einer Sache, wo es um unser ewiges Heil geht, übereinstimmen. In zweitrangigen Fragen darf es dabei durchaus verschiedene Auffassungen geben. Gefährlich wird es nur dann, wenn es zu Streitfragen kommt, durch die die Substanz des christlichen Glaubens und der christlichen Ethik bedroht ist. Wenn dann, was sehr selten vorkommt, die Bischöfe gemeinsam (zum Beispiel auf einem Konzil) oder der Papst ein endgültiges Urteil fällen und ein *Dogma* verkünden, vertrauen wir darauf, dass Gott eine so wichtige Entscheidung nicht „fehlgehen“ lässt und dass sie trotz zeitbedingter Ausdrucksweise in die richtige Richtung weist. Sie darf deshalb „unfehlbar“ genannt werden.

Vieles ist fehlbar und dennoch wichtig

Die meisten Äußerungen der Bischöfe und Päpste (Interviews, Ansprachen, Hirtenbriefe, Enzykliken usw.) sind keine Dogmen. Freilich werden katholische Christen und Christinnen den Hirten der Kirche im Normalfall auch dann Vertrauen schenken und ihre Weisungen ernst nehmen, wenn sie nicht „Unfehlbarkeit“ beanspruchen – ähnlich wie man einem Arzt oder anderen Fachleuten grundsätzlich vertraut, obwohl man weiß, dass in ihren Gutachten Irrtümer nicht 100%-ig auszuschließen sind. Ohne dieses Grundvertrauen wäre Gemeinschaft nicht lebbar, auch in der Kirche nicht. Das bedeutet keineswegs Kritiklosigkeit oder Passivität. Jeder Christ, jede Christin ist berufen, im Rahmen seiner und ihrer Möglichkeiten nach bestem Wissen und Gewissen die Gemeinschaft der Kirche mitzugestalten. Im Laufe der Kirchengeschichte sind viele Anstöße zur Erneuerung der Kirche von Laien ausgegangen.



Freunde und Freundinnen im Himmel

„Die Katholischen beten die Heiligen an!“ Dieser alte protestantische Vorwurf hält sich hartnäckig und findet sich sogar noch auf modernen Internetseiten. Begründet wird er meist so: Katholische Christen verehren die Heiligen, stellen in ihren Kirchen Bilder auf und verrichten Gebete davor. Diese Praxis ähnele der heidnischen Vielgötterei und sei eine Missachtung der Einzigkeit Gottes. Ein ziemlich starker Vorwurf, der aus katholischer Sicht auf argen Missverständnissen beruht.

Was ist Anbetung? Was ist Verehrung?

Für mich als katholischen Christen besteht ein himmelhoher Unterschied zwischen Anbetung (*adoratio*) und Verehrung (*veneratio*). Anbetung gebührt nur Gott. Denn jemanden anbeten heißt, ihn als Gott anerkennen! Aber Ehrfurcht und Verehrung darf ich auch Menschen entgegenbringen. Ich verehere zum Beispiel meine Frau, habe ein Bild von ihr bei mir und halte dieses in Ehren. Ich bitte sie auch um ihr Gebet, ihre Fürbitte in verschiedenen Anliegen, aber niemals würde ich sie anbeten! Sie hindert mich auch nicht daran, Gott zu vertrauen, sie ermuntert mich vielmehr dazu und unterstützt meinen Glaubensweg.

Das Evangelium ist nicht nur Papier

Ähnlich weiß ich mich auch von anderen lieben Menschen unterstützt, die mich geistig begleiten und die ich verehere. Darunter sind auch manche, die ihr irdisches Leben bereits vollendet haben und die man traditionell als „Heilige“ bezeichnet: Maria, Paulus, Franziskus, Elisabeth von Thüringen, Thomas Morus, Filippo Neri, Johannes XXIII. usw. Diese Menschen verstellen mir den Weg zu Gott nicht, sondern ich höre den Rat der Heiligen Schrift: „Schaut auf das Ende ihres Lebens, und ahmt ihren Glauben nach!“ (Hebr 13,7) Bilder und Statuen von Heiligen in unseren Kirchen wollen den Gläubigen vor Augen führen, dass die christliche Botschaft nicht

nur gehört und schön zelebriert, sondern vor allem gelebt werden muss. Und die Heiligen sind der schönste Beweis dafür, wie fruchtbar das Evangelium sein kann, wenn es im Glauben angenommen wird. Gott schenkt jeder Zeit solche Gestalten der Orientierung und Hoffnung.

Mit den Heiligen kommunizieren?

„Nun gut“, werden manche evangelische Mitchristen sagen, „Heilige mögen ehrenwerte Vorbilder sein, aber darf man sie um Hilfe anrufen? Das geht doch zu weit!“ Um das zu klären, fängt man am besten schlicht bei der Bibel an. Klar bezeugt sie, dass ein gläubiger Mensch seine Glaubensgeschwister um ihr Gebet bitten darf. So schreibt Paulus an die Christen von Rom: „Ich bitte euch, meine Brüder, im Namen Jesu Christi, unseres Herrn, und bei der Liebe des Geistes: Steht mir bei, und betet für mich zu Gott ...!“ (Röm 15,30) Umgekehrt betet Paulus oft für seine Gemeinden. Beistand und Fürbitte gehören zum Wesen christlicher Liebe. Sie sind auch nicht an die körperliche Anwesenheit gebunden. „Auch wenn ich fern von euch weile, bin ich im Geist bei euch“, hören wir Paulus im Kolosserbrief sagen (Kol 2,5). Wir dürfen daraus schließen, dass letztlich auch der Tod dieses Für-andere-da-Sein nicht zerstören kann. Denn: „Die Liebe hört niemals auf!“ (1 Kor 13,8) Die in die Ewigkeit Vorausgegangenen bleiben auch nach ihrem Tod wirklich Liebende, die weiterhin für ihre bedrängten Brüder und Schwestern auf Erden da sein können – nicht in irdischer Weise, auch nicht aus eigener Kraft, aber fürbittend.

Zur großen Gemeinschaft, in die Gott uns beruft, gehören nicht nur die Gläubigen, die noch auf Erden leben, sondern – wie der Hebräerbrief es etwas ungewohnt ausdrückt – auch „die Geister der schon vollendeten Gerechten“ (Hebr 12,23). Da eine Gemeinschaft ohne Kommunikation keine Gemeinschaft wäre, muss zwischen uns und diesen „vollendeten Gerechten“ im Himmel auch Kommunikation möglich sein.

Schon früh

In manchen Gebeten der Bibel werden die Engel direkt angeredet (zum Beispiel in Psalm 29,1f). Wenn das möglich ist, warum soll man dann nicht auch die Heiligen im Himmel direkt anreden? (Vgl. Sir 48,4–11!) Es liegt doch nahe, dass man an einen Menschen, den man zu Lebzeiten immer wieder um sein Gebet ersucht hat, auch nach dessen Tod in Liebe denkt und dass aus dem Gedanken eine Bitte wird: „Wenn du jetzt bei Gott bist, bete weiter für mich, wie du es schon hier auf Erden getan hast!“ Jedenfalls bezeugen alte mehrsprachige Graffiti in Roms Katakomben (San Sebastiano, um 250 n. Chr.), dass Christen aus Ost und West schon sehr früh mit großer Selbstverständlichkeit die Apostel und Märtyrer um ihre Fürbitte anrufen: „Petrus und Paulus, denkt an Sozomenos!“, „Petrus und Paulus, betet für Victor!“ Und sie sind gewiss, dass die Angerufenen ihnen nahe sind, sie hören und verstehen können, weil Gottes Geist dies möglich macht. (Vgl. Kol 2,5: Was dem Apostel auf Erden möglich ist, wird ihm erst recht im Himmel möglich sein!)

Konkurrenz für Christus?

„Wird da die zentrale Stellung Christi nicht geschmälert? Er ist doch der einzige Mittler zu Gott!“, fragt der Protestant vielleicht besorgt weiter. Katholische Christen und Christinnen sehen darin meist kein wirkliches Problem. Für sie ist klar: Christus allein ist der wahre Weinstock, die Gläubigen auf Erden und die Heiligen im Himmel sind allesamt nur Reben an diesem Weinstock. Ein wunderbares Miteinander und Füreinander in Christus. Alles, was wir Menschen in Liebe füreinander tun und erbitten können, geschieht immer *mit* Christus, *in* Christus und *durch* Christus. Niemals neben oder außer ihm! „Denn getrennt von mir könnt ihr nichts tun.“ (Joh 15,5) In diesem Sinn schmälert die Hinwendung zu den Heiligen die einzigartige Mittler-schaft Christi (das reformatorische *Solus Christus*) keineswegs, sondern sie bezeugt, wie lebendig und fruchtbar der Christus-Weinstock in seinen vielen Rebzweigen ist.

Nicht verpflichtend

Die katholische Kirche verpflichtet ihre Gläubigen nicht zur Heiligenverehrung. Sie weiß auch um bedenkliche Auswüchse und warnt vor Missbräuchen. Aber ein alter Grundsatz lautet: Der Missbrauch einer Sache hebt deren rechten Gebrauch nicht auf. (Man wird ja auch die Bibel nicht abschaffen, weil sie oft und oft schrecklich missbraucht worden ist.) So hat die katholische Kirche auf dem Konzil von Trient (1545–1563) trotz massiver protestantischer Kritik, die in vielem auch heilsam war, an der altchristlichen Praxis festgehalten und erklärt, dass es „gut und nützlich“ sei, die Heiligen „anzurufen, um von Gott Wohltaten zu erlangen durch seinen Sohn Jesus Christus, unsern Herrn, der *allein* unser Erlöser und Heiland ist.“ (Dekret über Heiligenverehrung, 3. 12. 1563)



Als Maria noch ein Pünktchen war

Zu den am häufigsten missverstandenen Festen gehört der 8. Dezember, im Volksmund kurz „Mariä Empfängnis“ genannt. In Österreich ist dieser Tag sogar gesetzlicher Feiertag. Freilich wird er heute meist als vorweihnachtlicher Einkaufstag genutzt, während der Inhalt des Festes weithin unbekannt geworden ist. „Katholiken glauben wohl, dass Maria nur 17 Tage schwanger war“, meinte jemand in einer Gasthausrunde unter lautem Gelächter, das ein anderer noch vermehren konnte: „Das kommt davon, weil kein Mann dabei war!“ Dass es am 8. Dezember gar nicht um die Empfängnis Jesu, sondern um die Empfängnis seiner Mutter Maria, also um ihren Lebensbeginn im Leib ihrer Mutter geht, wissen viele nicht mehr. Das Datum des Festes bezieht sich auf das neun Monate später gefeierte Fest „Mariä Geburt“ (8. September) und nicht auf Weihnachten. Und auch sonst recht gut Gebildete verbinden mit dem Ausdruck „Unbefleckte Empfängnis“ fälschlich die Vorstellung von einer Empfängnis ohne sexuelle Vereinigung (als ob Sexualität etwas Befleckendes wäre!). Aber darum geht es am 8. Dezember nicht!

Moralisch kerngesund

Schon die Urkirche schätzt die Mutter Jesu als besonders *Begnadete* (Lk 1,28) und *Gesegnete* (Lk 1,42). Lange bevor daher Theologen beginnen, sich über Maria dogmatische Gedanken zu machen, verehrt sie das christliche Volk bereits. Es sieht in ihr einen voll gelungenen, ganz und gar geglückten Menschen, ein vertrauenswürdiges Vorbild für alle Gläubigen. Daran anknüpfend besingt die orthodoxe Kirche sie bis heute als *Panagia* (Ganz-Heilige); im Abendland wird sie als *Immaculata* (Unbefleckte, Makellose) verehrt, also als Mensch, der in moralischer Hinsicht „kern-gesund“ ist, nicht infiziert von der allgemeinen Immunschwäche gegenüber dem Bösen, von der „Erbstunde“, wie die Theologen sagen. Katholischer Glaube erkennt und bekennt im Lauf der Geschichte immer deutlicher: Maria durfte vom ersten Augenblick ihres

Lebens an, also von ihrer Empfängnis an, ungetrübt (unbefleckt) in der Freundschaft mit Gott leben. Das ist der Sinn des missverständlichen Ausdrucks „Unbefleckte Empfängnis“. Ein unglückliches Wort für eine glückliche Sache!

Sogar Muslime

Übrigens verehren nicht nur Christenmenschen, sondern auch gläubige Muslime Maria als vorbildlichen Menschen, der bereits im Mutterleib von Gott erwählt und unter seinen besonderen Schutz genommen worden ist (vgl. Koran, Sure 3, Vers 42 und öfter). Ein eigenes christliches Fest, an dem man der Erwählung Marias im Mutterleib gedenkt, ist seit dem 9. Jahrhundert nachweisbar. Im Jahre 1854 unterstrich Papst Pius IX. durch die Verkündigung eines Dogmas – er bediente sich dabei der theologischen Sprache seines Jahrhunderts – die besondere Begabung und Berufung Marias.

Was bedeutet das Fest „Mariä Empfängnis“ für unser Leben?

- Nicht nur Marias Leben, auch unser Leben ist von Gottes Liebe gewollt. In diesem Sinn ist jeder von uns ein „Wunschkind“ (auch wer es für seine Eltern nicht gewesen sein sollte). Mensch sein heißt: geliebt werden und dadurch selber lieben lernen.
- Gott bietet auch uns in der Taufe unwiderrufliche Freundschaft an, und seine Gnade kann uns, wenn wir sie in uns wirken lassen, befähigen, unsere Lebensaufgabe zu erfüllen, wie Maria ihre Lebensaufgabe erfüllt hat.
- Gottes Methoden, das Böse in der Welt zu überwinden, haben wenig mit Härte und Gewalt, aber sehr viel mit Anmut, Milde und innerer Kraft zu tun. Bilder zum Fest des 8. Dezembers zeigen Maria sehr oft als junge, zarte Frau, der die Schlange der Bosheit entmachtet zu Füßen liegt. Ein Hoffnungszeichen für uns alle (vgl. Röm 16,20)!
- Recht verstandene Marienverehrung darf nicht mit „Sexualfeindlichkeit“ in einen Topf geworfen werden (was leider immer wieder passiert). Am 8. Dezember feiern wir die Zeugung Marias, und diese geschah auf ganz natürliche und gottgewollte Weise: durch die körperliche Liebe ihrer Eltern Anna und Joachim.

- In Maria zeigt uns Gott, was reifer Glaube ist: Maria ist kein „Waserl“, sondern eine Frau, die Gott durchaus kritische Fragen stellt (Lk 1,34 und 2,48), ihren Sohn Jesus nicht immer versteht (Lk 2,41–51), sehr dunkle Stunden erleben muss (Joh 19,25), aber in all dem ein offener und lernfähiger Mensch bleibt, weil sie sich ganz und gar von Gottes Liebe getragen weiß (Lk 1,45–46).
- Echter Glaube ist daran zu erkennen, dass er uns menschlich reifen lässt.



Mit Leib & Seele angenommen

Er war Arzt am Land. Er wusste selbst nicht, ob er sich als Atheisten oder als „gottgläubig“ bezeichnen sollte. Von den „Pfaffen“ hielt er jedenfalls nicht viel. Schon seit der Hitlerzeit war er aus der Kirche ausgetreten. Dennoch sprach er mich – ich war ein Freund seiner erwachsenen Kinder – oft auf religiöse Themen an. „Als Katholik müssen Sie ja daran glauben, dass die Maria in den Himmel aufgefahren ist. Wo ist sie jetzt im Weltraum?“, provozierte er mich eines Tages. Ich weiß heute nicht mehr genau, was ich darauf antwortete. Jedenfalls gab ich zu bedenken, dass es für jemanden, der mit religiösen Bildern und Symbolen nichts anfangen kann, schwierig sei, Glaubensaussagen zu verstehen. Ich wollte auch noch etwas über die „Poesie des Glaubens“ sagen, ließ es dann aber bleiben. Mein Gegenüber wollte es auch nicht hören. Er fand ein Fest wie „Mariä Himmelfahrt“ (15. August) einfach dumm und lächerlich.

Frucht der Auferstehung Jesu

Für katholische und orthodoxe Gläubige ist dieses Fest, das schon um 450 in Jerusalem nachgewiesen werden kann und seit dem 7. Jahrhundert auch im Abendland gefeiert wird, ein Tag großer Hoffnung. Es gehört zum Kern christlichen Glaubens, dass Jesus nach seinem Tod am Kreuze nicht nur zum – man verzeihe den Ausdruck – „Privatvergnügen“ auferstanden ist, sondern dass er seine Osterherrlichkeit mit anderen teilen will: „Wenn ich über die Erde erhöht bin, werde ich alle zu mir ziehen.“ (Joh 12,32) „Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen. Wenn ich hingegangen bin und einen Platz für euch bereitet habe, komme ich wieder und werde euch zu mir holen, damit auch ihr dort seid, wo ich bin.“ (Joh 14,2–3) Seit dem 5. Jahrhundert wächst unter christlichen Gläubigen die Überzeugung, dass an Maria, der Mutter Jesu, dieses „Ich werde euch zu mir holen“ auf besonders schöne Weise in Erfüllung gegangen ist: Maria darf seit Beendigung ihres Erdenlebens voll und ganz an der Herrlichkeit ihres auferstandenen Sohnes teilhaben. Diese Glaubensüberzeugung

äußert sich im Lauf der Jahrhunderte auf sehr unterschiedliche und vielfältige Weise: in Hymnen, volkstümlichen Legenden, künstlerischen Darstellungen, aber auch in subtilen theologischen Überlegungen. Im Jahre 1950 wird sie von Papst Pius XII. bestätigt und als Dogma verkündet.

Was hat das mit uns zu tun?

„Dogma“ bedeutet: Hier wird uns etwas gesagt, was für unser Leben mit Gott ganz wichtig ist; es geht um unser Heil. Maria ist die „Ikone“ des voll erlösten Menschen. In ihr wird uns exemplarisch gezeigt, wozu wir alle berufen sind: zur Vollendung in Gott – und zwar „mit Leib und Seele“. Ja, auch mit unserem Leib! Wir müssen dabei nicht an revitalisierte Leichen denken, die durch den Weltraum fliegen, wie mein oben zitierter Gesprächspartner spöttisch gemeint hat. Solches passt wohl eher in Science-Fiction-Filme. Wir dürfen aber darauf vertrauen, dass unsere leibliche Wirklichkeit, die so augenscheinlich der Zerstörungsmacht des Todes unterliegt, für Gott nicht verloren ist. Nichts fällt aus seiner schöpferischen Liebe heraus – kein Gedanke, kein Atom. Er verspricht uns vielmehr: „Seht, ich mache alles neu!“ (Offb 21,5) Was wir „Verwesung“ nennen, ist für Gott vielleicht schon der Beginn dieser Neuschöpfung. Der Apostel Paulus lehrt: „Was gesät wird, ist verweslich, was auferweckt wird, unverweslich ... Gesät wird ein irdischer Leib, auferweckt ein überirdischer.“ (1 Kor 15,43f) Über das „Wie“ brauchen wir uns den Kopf nicht zu zerbrechen. Es genügt die gläubige Hoffnung, dass alles, was wir denken, fühlen und tun, kurz gesagt: alles, was wir „mit Leib und Seele“ sind, von Gott angenommen, geläutert, verwandelt und vollendet wird.

Wir feiern unsere Zukunft

Wer den 15. August feiert, feiert auch seine eigene Zukunft. Mein eingangs erwähnter Gesprächspartner ist seit vielen Jahren tot. Wie er zuletzt zu Gott stand, entzieht sich meinem Wissen. Aber ich hoffe, dass ihm durch Gottes Gnade möglich ist, jene ewige Schönheit zu schauen, deren kirchliche Bilder, Zeichen und Feste ihm zu Lebzeiten fremd geblieben sind.



Die Frauen, die Kirche und der Heilige Geist

Es steht außer Diskussion, dass Frauen das Leben unserer Kirche seit den Tagen der Apostel wesentlich mittragen. Es stimmt leider auch, dass Männer in der Kirche die gottesgeschenkte Würde der Frau nicht immer respektiert, ja oft schwerwiegend missachtet haben. Das muss in großer Aufrichtigkeit zugegeben werden.

Es stimmt aber nicht, wie heute oft behauptet wird, dass Frauen nur zu „niedrigen“ Diensten in der katholischen Kirche zugelassen würden. Frauen sind in der Kirche als Theologinnen, Religionsprofessorinnen, Psychologinnen, Juristinnen etc. auch in hoch qualifizierten Berufen tätig. Sie leiten katholische Schulen, Bildungshäuser, Spitäler und Zeitungsredaktionen. Frauen sind Leiterinnen Erzbischöflicher und Bischöflicher Ämter. Auch an Päpstlichen Universitäten haben Frauen hohe Funktionen inne. Im Bereich der Liturgie wirken sie unter anderem als Lektorinnen, Kommunionsspenderinnen und Wortgottesdienstleiterinnen mit. Besonders von Papst Johannes Paul II., der auch zu den Weltbischofssynoden immer wieder Frauen eingeladen hatte, gingen mehrmals Initiativen aus, Frauen in verantwortungsvolle Positionen zu berufen. In allen kirchlichen Berufen, die nicht mit dem Sakrament der Weihe verbunden sind, können Frauen heute gleichberechtigt mit Männern Verantwortung übernehmen.

Priesterinnen?

„Warum gibt es dann keine Priesterinnen?“, fragen viele. Die oben genannten Fakten zeigen, dass es unfair wäre, Johannes Paul II. zu unterstellen, er habe Frauen keine wichtigen Ämter in der Kirche übertragen wollen. Vielmehr ist es so, dass der Papst im Anschluss an die Heilige Schrift und die kirchliche Tradition und in Übereinstimmung mit allen Ostkirchen die Überzeugung vertrat, dass „die Kirche keinerlei Vollmacht hat, Frauen die Priesterweihe zu spenden“. (*Ordinatio Sacerdotalis* 1994)

Es ist – so erklärte der Papst – kein zeitbedingter Zufall und auch keine Minderbewertung der Frau, wenn Jesus in den „Kreis der Zwölf“ nur Männer erwählt hat und bis heute nur Männer Priester werden dürfen. Es geht hier nicht um eine Frage der *Würde*, sondern der *Symbolik*. In der Bibel wird Christus öfter als „Bräutigam“ und die Kirche bzw. Gemeinde als seine „Braut“ bezeichnet (vgl. Eph 5,31; Mt 9,15; Mt 25,1; Joh 3,29, 2 Kor 11,2; Offb 19,7; Offb 22,17). Der männliche Priester ist demnach – besonders in der Feier der Eucharistie – der Repräsentant des „Bräutigams“ Christus, der seiner „Braut“, der Gemeinde, gegenübersteht. Das Mann-Sein – so Papst Johannes Paul II. – gehört zur grundlegenden Symbolik des Priesteramtes, die nicht beliebig verändert werden darf (ähnlich wie man bei der Eucharistie Brot und Wein nicht durch Obst und Wasser ersetzen darf).

Erkenntnis vertiefen

Den meisten Menschen heute ist diese altchristliche Bräutigam-Braut-Symbolik nicht einsichtig. Auch vielen Theologen scheint sie als Argument gegen die Priesterweihe von Frauen nicht ausreichend zu sein. Die Theologie, heute von Männern und Frauen praktiziert, ist daher gefordert, noch tiefer über die Dimensionen des geistlichen Amtes nachzudenken: Wohin will der Heilige Geist die Kirche führen? Eines muss klar sein: Auch unterschiedliche Berufungen dürfen niemals als Ungleichheit in der Würde interpretiert werden oder als Vorwand zur Herrschaft der einen über die anderen dienen.



Sexualität – mit Lust und Liebe

„Du sollst nicht ehebrechen!“, lautet das sechste der Zehn Gebote in der Bibel. Als ich vor einigen Jahrzehnten die Volksschule besuchte, lernten wir im Religionsunterricht das sechste Gebot noch so: „Du sollst nicht Unkeuschheit treiben!“ Als unkeusch galt damals eigentlich alles, was mit dem Geschlechtlichen zu tun hatte. Religion und Sexualität empfanden wir als scharfe Gegensätze. Das eine gehörte zu Gott, das andere zum Teufel. So einfach war das. Und so falsch.

Tragisch

Wir Kinder übernahmen, ohne es zu wissen, sexualfeindliche Vorstellungen und Gefühle, die vor vielen Jahrhunderten ins Christentum eingedrungen waren und die kirchliche Moral stark beeinflusst hatten. Der Dogmatikprofessor Joseph Ratzinger (und heutige Papst Benedikt XVI.) nannte das „ein besonders tragisches und dunkles Kapitel in der Geschichte des christlichen Denkens“. (Krems / Mumm [Hrsg], *Theologie der Ehe*, Regensburg 1969, S. 93) Das letzte Konzil leitete eine neue Entwicklung ein. Sexualität wurde in der Kirche zunehmend positiver gesehen.

Wunderbar

Heute ist der Großteil der Christinnen und Christen überzeugt: Sexualität ist nichts Düsteres, Dunkles oder Schlechtes, sondern ein wunderbares Geschenk Gottes. Mit Recht beruft man sich dabei auf die Heilige Schrift, in der es zum Beispiel ein Lied gibt, das unbefangen und in poetischen Bildern die erotische Liebe preist: „Mit Küssen seines Mundes bedecke er mich. Süßer als Wein ist deine Liebe ...“ (Das Hohelied) Mehrmals wird die Liebe zwischen Mann und Frau in der Bibel positiv gewürdigt. Die Propheten nehmen sie als Gleichnis für die leidenschaftliche Liebe Gottes zu den Menschen. Durch Christus, so lehrt die Kirche, wird sie sogar zum Sakrament erhoben. Gott ist kein Gegner unserer Lebenslust und Vitalität; ganz

im Gegenteil: Gott will, dass wir in der Liebe glücklich werden. Auch hierfür gilt das Christuswort: „Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben.“ (Joh 10,10)

Verantwortungsvoll

Wer Gott von ganzem Herzen dankbar ist für das Geschenk der Sexualität, der wird mit diesem Geschenk auch verantwortungsvoll umgehen. Er wird sich immer wieder fragen: Wohin ist meine Sexualität unterwegs? Läuft sie irgendwo in dunklen Kanälen neben mir her oder ist sie in mein Leben integriert? Bin ich in geschlechtlichen Dingen ehrlich zu mir selber und zu meinem Partner? Nütze ich die Gefühle und den Körper eines anderen aus? Habe ich die nötige Selbstachtung? Ergehe ich mich in Illusionen oder bin ich bereit, realistisch die Konsequenzen meines sexuellen Wünschens und Handelns zu sehen und gegebenenfalls auch zu tragen? Ist für mich Sexualität ein Konsumartikel oder ist es ein ehrlicher Ausdruck meiner Liebe zu einer Person, die ich immer besser verstehen will? (In der Bibel wird für die sexuelle Vereinigung das Wort „erkennen“ gebraucht!)

Anspruchsvoll

Es stimmt, wenn manche darauf hinweisen, dass die Kirche zu Einzelfragen der Sexualmoral nie Dogmen im strengen Sinn erlassen hat. Es galt aber in der christlichen Tradition immer der Grundsatz, dass sexuelle Intimität einen Raum gegenseitiger Liebe und verlässlichen Vertrauens braucht. Der ehemalige Bischof von Hildesheim, Josef Homeyer († 2010), gab einmal in einer Jugendzeitschrift die klassische Lehre der Kirche so wieder: „Erst wo zwei Menschen einander ein absolutes Ja-Wort gegeben haben und ihre Zuneigung und Vertrautheit vor Gott und ihren Mitmenschen besiegelt haben, ist der rechte Ort, sich einander auch leiblich ganz hinzugeben.“ Viele, vor allem junge Menschen folgen dem Lehramt der Kirche in diesem Punkt nicht mehr. Kirchliche Sexuallehre und Leben der Menschen klaffen aber auch in anderen Punkten oft weit auseinander. Soll man diese Tatsache schweigend hinnehmen? – Ich persönlich wünsche mir, dass darüber geduldig und ehrlich Gespräche

geführt werden, in denen sowohl die Lebenssituation der Menschen heute als auch die Anliegen, die in den traditionellen Normen zum Ausdruck kommen, ernst genommen werden.

Umfassend

Es wäre sicher eine Engführung, in der Ehe vorrangig die „Erlaubnis zum Geschlechtsverkehr“ zu sehen. Ehe ist eine umfassende Liebes- und Lebensgemeinschaft. Und wenn Gott sagt: „Du sollst nicht ehebrechen!“, dann sagt er damit auch: „Ich will, dass Ehen gelingen. Zerstöre weder in dir noch in anderen die Kraft der Liebe, sondern kultiviere und erneuere immer wieder alles, was dich und andere zu einer dauerhaften Liebes- und Lebensgemeinschaft befähigt!“ Im Anschluss an Jesus Christus glaubt die Kirche daran, dass Eheleute dazu berufen sind, durch alle Krisen hindurch einander zu achten und in Treue zu lieben, „bis der Tod euch scheidet“. Sie weiß aber auch, dass in einer Ehe ein „unheilbarer Bruch“ (Johannes Paul II.) eintreten kann. Was dann? – Es ist die Aufgabe der Seelsorger und Mitchristen, Menschen auch in dieser Situation beizustehen, ganz im Sinne Jesu, der gesagt hat: „Richtet nicht!“ und: „Seid barmherzig, wie es auch euer Vater ist!“ (Lk 6,36–37)



Angefragt: Verhütung, Abtreibung?

„Beantworten Sie mir bitte als katholischer Theologe kurz und prägnant einige Fragen“, wendet sich Herr A. telefonisch an mich. Daraus wird ein Gespräch, das tatsächlich sehr kurz ausfällt, aber gerade deshalb von mir leicht „protokolliert“ werden kann. Hier aus meinen Aufzeichnungen:

Warum ist die katholische Kirche gegen Verhütung – soll jede Frau zehn Kinder bekommen?

Nein, die Kirche ist nicht gegen Familienplanung, sondern dafür. „Liebe darf nicht unverantwortlich sein.“ (Johannes Paul II.) Was die Methoden betrifft, bejaht und fördert die Kirche die sogenannte „Natürliche Familienplanung“, weil diese sich am natürlichen Rhythmus der fruchtbaren und unfruchtbaren Tage der Frau orientiert. Sehr viele Paare gehen heute freilich andere Wege und wählen „künstliche Mittel“. Die Kirche weiß darum und hat Verständnis für die oft achtbaren Motive. Sie muss aber andererseits – gerade in unsere Zeit, wo Menschen alles und jedes technisch manipulieren wollen – deutlich daran erinnern: Die Geschlechtlichkeit des Menschen ist in ein sinnvolles Gefüge der Schöpfung eingebettet, das Behutsamkeit und Respekt verlangt und nicht willkürlich verändert werden soll.

Betrachtet es die Kirche als schwere Sünde, künstlich zu verhüten?

Von „schwerer Sünde“ sprechen weder die kirchlichen Dokumente der letzten 50 Jahre noch der *Katechismus der katholischen Kirche*. Es ist auch falsch, wenn so getan wird, als ob die Kirche Verhütung und Abtreibung in einen Topf werfen würde. Auch nach strengster katholischer Moraltheologie ist jede Art der Verhütung besser als eine Abtreibung.

Und Abtreibung?

Zur Abtreibung kann die Kirche nie Ja sagen, weil dabei ein völlig wehrloses und unschuldiges Menschenleben zerstört wird. Sie setzt sich dafür ein, dass schwangere Frauen, auch solche, die sich in einer Notsituation befinden, zu ihrem Kind Ja sagen können. Sie bietet dazu seelische, juristische und materielle Hilfe an. Freilich kommt es immer wieder vor, dass eine Frau sich *subjektiv* in einer ausweglosen Situation sieht und – oft unter Druck von außen – abtreiben lässt. Die Tür der Kirche bleibt auch dann für sie offen. Nicht verurteilen, sondern verstehen und Mut machen zu einem neuen Anfang, heißt hier die Maxime der Seelsorge. Aber unser Ja zum Leben muss immer erkennbar bleiben.

Wie denkt die Kirche im Fall einer Vergewaltigung über Abtreibung?

Ich kann mich als Mann wohl überhaupt nicht in die Situation einer Frau, der so etwas angetan worden ist, hineindenken. Wie immer eine Frau da handelt, ich maße mir gewiss kein Urteil über sie an! Freilich sagt die Kirche: Ein *Recht* auf Abtreibung, ich betone: Recht, kann es nicht geben. Denn das Kind kann nicht wegen des Verbrechens seines Vaters sein Recht auf Leben verlieren. Frauen, die in einer solchen Situation zu ihrem Kind Ja gesagt haben, sind wohl, wie der katholische Moraltheologe Eberhard Schockenhoff meint, Heroinnen des Guten:

„Im Fall der Vergewaltigung ist es ein wirkliches Dilemma, denn hier ist die Frau selbst das erste Opfer eines Verbrechens geworden. Jetzt gibt es nur noch dann eine moralisch einwandfreie Auflösung des Konflikts, wenn die Frau, die gerade Opfer eines Verbrechens wurde, eine übermoralische, heroische Anstrengung vollbringt und dieses Kind, das in ihr heranwächst, das sie an das Verbrechen erinnert, dessen Opfer sie wurde, annehmen und lieben kann. Das übersteigt den Bereich dessen, was man als Pflicht bezeichnen kann. Das ist die einzige Antwort einer hochherzigen Liebe, die diesen moralischen Konflikt wirklich bestehen und auflösen kann. Aber zu solch einer hochherzigen Liebe sind viele Frauen nicht in der Lage, in dieser, für sie sehr dramatischen Situation.“ (*Radio Vatikan*, 19. 8. 2007)



Aids, Kirche und Kondome

Über ein Viertel aller Aidskranken dieser Welt werden in katholischen Spitälern und Einrichtungen medizinisch betreut, oft lange Zeit gepflegt und menschlich begleitet. Hin und wieder gibt es dafür auch Dank und Anerkennung. Meist aber wird die katholische Kirche angegriffen, weil sie der üblichen Kondom-Propaganda kritisch gegenübersteht. Was ist dazu zu sagen?

Mit ABC gegen Aids in Afrika

Ich persönlich habe mit viel Interesse und Sympathie von der „ABC-Regel“ der Anti-Aids-Kämpfer in Afrika gehört: A steht dabei für „abstinence“ (Verzicht auf leichtfertige Sexualkontakte), „B“ für „be faithful“ (sexuelle Treue), C für „condoms“. Der Kirche kommt dabei vor allem die Aufgabe zu, „A“ und „B“ zu fördern. Denn mit der Propaganda für Kondome allein, so sagen viele Afrikanerinnen und Afrikaner, lässt sich Aids im schwarzen Kontinent (wie überall sonst auch) nicht stoppen; schon gar nicht lässt sich so die gefährliche Einstellung vieler Männer, frei über die Sexualität der Frauen verfügen zu dürfen, wirksam ändern. Vielmehr gilt es, Werte wie den verantwortungsvollen Umgang mit Sexualität, zu dem auch (zeitweiliger) Verzicht gehören kann, Respekt vor der Frau, Treue in der Partnerschaft, Sorge um die Gesundheit der Familie usw. zu fördern. Diese Werte sind den traditionellen Werten Afrikas, die auf dem hektischen Weg dieses Kontinents in die Moderne weithin in eine Krise geraten sind, keineswegs fremd. (Die Behauptung, Schwarzafrikaner seien eben promisk und zur Treue nicht fähig, wird in Afrika als rassistisches Vorurteil empfunden.)

Dann sind Kondome okay

Freilich kann auch bei einem Ehepaar, das sich sexuell treu ist, der Mann oder die Frau mit dem Aidsvirus infiziert sein. Etliche Bischöfe und Kardinäle, darunter auch

der langjährige Theologe des päpstlichen Hauses, Kardinal George Cottier, haben bereits darauf hingewiesen, dass in solchen Fällen der Gebrauch von Kondomen auch aus katholischer Sicht moralisch vertretbar sei. Für alle vor- und außerehelichen Sexualkontakte muss – aus katholischer Sicht – auf das Prinzip des *minus malum*, des „kleineren Übels“, hingewiesen werden: Wenn schon außerehelicher Sex, dann wenigstens geschützt und nicht auch noch todbringend! Kardinal Joachim Meisner stellte nach der Afrikareise von Benedikt XVI. klar: „Dem Papst wurde unterstellt, er habe alle Welt aufgefordert, keine Kondome zu benutzen. Das hat er aber gar nicht getan. Der Papst hat keinen Mann, der wahllos mit Frauen schläft, aufgefordert, jetzt auch noch auf Kondome zu verzichten. Vielmehr hat er darauf hingewiesen, dass man dafür sorgen muss, dass solche Männer auf ihren unverantwortlichen Umgang mit Sexualität verzichten.“ (Interview in der *Bild*, 28. 3. 2009) Im Übrigen sollten wir alle, ob wir uns der Kirche besonders verbunden fühlen oder nicht, gründlich über eine neue Kultur menschlicher Sexualität nachdenken.



Wohin sterben wir?

Täglich verschafft er sich Schlagzeilen in den Medien. Hin und wieder müssen wir auch persönlich mit ihm Bekanntschaft machen. Er bedroht Menschen, die uns lieb sind; manchmal nimmt er sie uns. Und eines Tages steht er unausweichlich vor uns: der Tod. Wir kennen ihn alle – und kennen ihn doch nicht. Was ist er? Endpunkt und Vernichtung? Oder Wandlung und Beginn von etwas Neuem?

Die Religionen und Jesus

Die Religionen haben seit jeher Antworten auf diese Fragen gesucht. Die meisten von ihnen lehren, dass der Tod, obwohl er dem körperlichen Leben ein Ende setzt, nicht die totale Vernichtung des Menschen bedeutet. Jesus Christus bestätigt diese Überzeugung (vgl. Mt 10,28: Die „Seele“ kann nicht getötet werden). Er knüpft dabei an den Glauben an, wie er im Volk Israel langsam gewachsen ist: Gott liebt die Menschen; er ist ihnen treu – auch im Tod und darüber hinaus! Die Leiden, die der Tod mit sich bringt, lassen sich mit den Schmerzen einer Geburt vergleichen (vgl. Joh 16,20f). Sie können stark sein, aber sie ermöglichen neues, ewiges Leben in Gott. Dieses ewige Leben ist so unvorstellbar schön, das wir jetzt nur in Bildern und Gleichnissen darüber reden können (vgl. 1 Kor 2,9).

Damit will Jesus nicht aufs Jenseits vertrösten, als ob das Leben hier auf Erden bedeutungslos wäre. Im Gegenteil: Das Leben vor dem Tod ist einmalig. Hier entscheidet sich alles. Hier sollen wir zu liebevollen Menschen heranreifen, hier der Versuchung widerstehen, zu engherzigen Egoisten zu verkommen.

Gericht – Himmel – Fegefeuer

Jeder Mensch muss sich, so lehrt christlicher Glaube, nach seinem Tod für sein Leben vor Gott verantworten (vgl. Hebr 9,27). Nur Gott kennt uns wirklich. Er allein

weiß, warum wir so sind, wie wir sind. Darum ist es tröstlich, dass er unser „Richter“ ist. Sein „Gericht“ ist gerecht und barmherzig. Er will uns *auf*richten, nicht *hin*-richten. Wer sein Leben in Liebe vollendet hat, wird sofort in den „Himmel“ aufgenommen, um in der Gemeinschaft mit Gott ewig glücklich zu sein (vgl. 2 Kor 5,1). Aber auch ein Mensch, dem zum Zeitpunkt seines Todes noch manch Böses anhaftet, kann sein ewiges Glück finden, wenn er in seinem Innersten für Gott offen ist. Gott wird ihn von den Resten des Bösen befreien. Der katholische Glaube nennt diesen schmerzhaften, aber heilsamen Vorgang „Läuterung“. Im Deutschen gibt es dafür auch das missverständliche Wort „Fegefeuer“. Gemeint ist: Das Feuer der Liebe Gottes vermag die Verstorbenen zu reinigen und zu vollenden (vgl. 1 Kor 3,15). Auf diesem Weg zur vollen Gemeinschaft mit Gott dürfen wir die Verstorbenen mit unserem Gebet, besonders in der Feier der Eucharistie, hilfreich begleiten (vgl. Sir 7,33).

Auch der Leib des Menschen, der nach dem Tod zerfällt, ist nicht für immer verloren, sondern soll einst in Gott seine letzte Bestimmung finden („Auferstehung des Leibes“; vgl. Röm 8,11). Das „Wie“ weiß Gott allein. Wir dürfen darauf vertrauen: Nichts wurde umsonst erschaffen. Und alles, was Gott erschaffen hat, soll auch in ihm vollendet werden. Das wird am Ende der Geschichte – die Bibel spricht bildhaft vom „Letzten Tag“ oder „Jüngsten Tag“ (zum Beispiel Joh 6,39) – für alle offenkundig werden.

Hoffnung für alle

Und wenn ein Mensch bis zuletzt hartnäckig am Bösen festhält und Gott und seine Vergebung zurückweist? Wenn jemand das täte – so warnt Jesus –, würde er sich die „Hölle“ zuziehen: ewige Trennung von Gott. Und ohne Gott kann es keinen Frieden und kein Glück geben. Als Christinnen und Christen dürfen wir aber hoffen, dass kein Mensch sich so radikal verhärtet. „Voller Hoffnung betet die Kirche, dass alle Menschen gerettet werden.“ (*Katechismus der katholischen Kirche* 821, vgl. auch 1058) Denn Gott will, dass alle Menschen gerettet werden (vgl. 1 Tim 2,4). Dafür hat Jesus Christus gelebt und dafür ist er am Kreuz gestorben. Als Auferstandener ist er uns

in die Herrlichkeit Gottes vorausgegangen, wo er für uns „einen Platz vorbereitet“ (Joh 14,3). In ihm sind wir auch mit jenen Menschen verbunden, die uns bereits in die Ewigkeit vorausgegangen sind. Denn: „Ob wir leben oder ob wir sterben, wir gehören dem Herrn.“ (Röm 14,8)



Reinkarnation?

„Ich möchte wieder in die Kirche eintreten, aber ich glaube an die Reinkarnation. Geht das?“ Mit dieser Frage brachte mich vor einigen Jahren eine Frau in ziemlich große Verlegenheit. Ratlos fragte ich sie, warum sie an Reinkarnation glaube. „Sie wissen ja selbst“, antwortete sie, „Gauner leben oft 80 Jahre und länger, während anständige Menschen mit 30 an Krebs sterben. Hätten wir Menschen nur ein einziges Leben, gäbe es keinen Ausgleich. Nur wenn jeder Mensch mehrere Wiedergeburten und Leben auf dieser Welt hat, bekommt jeder die gleichen Chancen und – je nach seinen Taten – auch gerechten Lohn oder gerechte Strafe. Für mich ist das eine Frage der Gerechtigkeit.“ Ich gab zu bedenken, dass ich überhaupt nicht glauben kann, dass zum Beispiel das behinderte Kind in unserer Nachbarschaft selbst schuld sei an seiner Behinderung (als Art „Strafe“ für schlechte Taten in einem früheren Leben), oder dass die Millionen Juden, die im Holocaust ermordet worden sind, ihr Schicksal selbst verursacht hätten.

Verschiedene Lebenserfahrungen

Wir sprachen lange miteinander. Da wir beide keine Experten für östliche Reinkarnationslehre waren, blieb uns nichts anders übrig, als über unsere persönlichen Erfahrungen zu sprechen. Ich merkte bald, dass meine Gesprächspartnerin aufgrund ihrer Lebensgeschichte eher das Gefühl hatte, ihr sei im Leben „nichts geschenkt“ worden. Sie war auch einmal unerwünscht schwanger, hatte abtreiben lassen, musste schwere Krankheiten mit komplizierten Operationen durchmachen usw. Ich wiederum musste zugeben, dass vieles in meinem Leben oft wider Erwarten eine positive Wendung nahm, dass mir sehr viel Schönes und Wertvolles im Leben geschenkt worden ist und noch immer wird. Ich habe auch nicht das Gefühl, dass ich das je verdienen könnte. Ich lebe gerne, aber ich wünsche mir kein weiteres Leben auf Erden, sondern nach meinem Tod das Geschenk des vollendeten Lebens in Gott.

Gerechtigkeit und Liebe

Wir haben einander nicht überzeugt. Aber mir wurde wieder einmal klar: Christlicher Glaube bietet keine philosophische Welterklärung, aber er hat unendlich viel mit Geschenk und Liebe zu tun: Gott schenkt mir mein einmaliges Leben, er will, dass ich es in Liebe und Verantwortung mit anderen lebe, und wenn ich sterbe, wird er selbst aus meinem gelebten Leben das Beste machen, indem er meine Wunden und Vergehen heilt, mich durch seine Liebe zurecht- und aufrichtet („Gericht“), reinigt („Fegefeuer“) und vollendet („Himmel“). Dafür hat Jesus Christus gelebt und dafür ist er gestorben: „Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben.“ (Joh 10,10) Die Logik von Verdienst und Lohn allein kann nicht erfassen, was Gerechtigkeit Gottes heißt. Gottes Gerechtigkeit ist größer, anders, untrennbar von seiner Liebe. Der Apostel Paulus kommt zur Erkenntnis: „Ohne es verdient zu haben, werden sie zu Gerechten gemacht, dank seiner Gnade, durch die Erlösung in Christus Jesus.“ (Röm 3,24) Liebe kann sich niemand verdienen, wir können und sollen „nur“ offen für sie sein. Gottes liebende Gerechtigkeit wird – so sagt christliche Hoffnung – letztlich jedem Menschen das anbieten, was er wirklich braucht, um ewig glücklich zu sein. Und niemand wird zu kurz kommen.



Jesus in anderen Religionen

Keine Person der Weltgeschichte ist so bekannt wie Jesus von Nazaret. Christen bekennen ihn als den „Sohn Gottes“, für Muslime ist er ein Prophet. Manche Juden entdecken in ihm wieder ihren „jüdischen Bruder“, und manche Angehörige fernöstlicher Religionen sehen ihn als Manifestation des Göttlichen.

Islam

„Jesus, dem Sohn der Maria, gaben wir Wunderkraft und rüsteten ihn mit dem heiligen Geist aus!“ Diese und ähnliche Worte Allahs im Koran begründen die Hochachtung der Muslime für Jesus (arabisch Isa). Er ist für sie ein von Gott bevorzugter Prophet, der – geboren von der Jungfrau Maria – als treuer Diener Allahs lebte. Nicht Jesus selbst, sondern ein ihm ähnlicher Mann sei allerdings – so der Koran – gekreuzigt worden. In das Paradies erhöht, wird Jesus am Ende der Tage wiederkommen, um das Weltgericht anzukünden. In der islamischen Volksfrömmigkeit spielt Jesus auch als himmlischer Nothelfer eine Rolle. So wird erzählt, dass er einem armen Fischer am Roten Meer zu Hilfe kam, als dieser sein Boot im Sturm verlor: „Du weißt, mein Bruder, ich habe immer gern mit Fischern zu tun gehabt; sieh, ich bringe dir auch dein Boot mit Fischen gefüllt zurück!“ Helfender Bruder, Diener Gottes, Prophet – all das ist Jesus auch im Islam, aber nicht „Sohn Gottes“! Mohammed (570–632 n. Chr.) hatte kein Verständnis für die christliche Vorstellung eines dreifaltigen Lebens in Gott. Ja, er missverstand sie gänzlich und meinte, Christen würden „Allah, Maria und Christus“ als drei Götter verehren. Das widersprach natürlich jener gewaltigen Erkenntnis seines Lebens, die ihn zum Propheten machte: „Gott ist ein einziger!“ Die Antwort auf die Frage nach der Göttlichkeit Jesu wird Christen und Muslime bis auf Weiteres trennen, die schlichte Liebe zum Menschen Jesus, der sich auch heute der Schwachen annimmt, könnte sie verbinden.

Judentum

Viel näher, aber auch konfliktreicher, ist das Verhältnis zwischen Christen und Juden. Beide „vergaßen“ mitunter, dass Jesus selbst ein Jude war, der sein Volk liebte und die Religion Israels achtete. Auch seine ersten Jüngerinnen und Jünger, die ihn als *Messias* (griechisch: *Christos*) und „Sohn Gottes“ bekannten, waren allesamt Jüdinnen und Juden. „Das Heil kommt von den Juden“, bezeugt das Neue Testament (Joh 4,22). Der Großteil des jüdischen Volkes hatte allerdings eine andere Vorstellung vom Messias, als sie Jesus repräsentierte. Hingegen kamen schon bald Menschen aus anderen Völkern zum Glauben an Jesus. Christentum und Judentum traten in Konkurrenz. Seit dem Mittelalter ließen sich Christen sogar zu blutigen Judenverfolgungen hinreißen. Ein gewaltiger Schandfleck für eine Religion, die sich auf Jesus beruft. Für Juden wurde Jesus zum Ungeliebten, den das Talmud-Urteil trifft: „Er hat Zauberei getrieben und Israel verlockt und gespalten.“ Erst in den letzten Jahrzehnten haben manche Juden Jesus wieder als einen der Ihren entdeckt. So schrieb der jüdische Religionsphilosoph Shalom Ben Chorin: „Jesus ist mein jüdischer Bruder. Ich spüre seine brüderliche Hand, die mich fasst, damit ich ihm nachfolge. Es ist nicht die Hand des Messias, diese mit Wundmalen gezeichnete Hand. Es ist bestimmt keine göttliche, sondern eine menschliche Hand, in deren Linien das tiefste Leid eingegraben ist ... Es ist die Hand eines großen Glaubenszeugen in Israel.“ Als „Messias“ oder „Sohn Gottes“ können die meisten Juden Jesus freilich auch heute nicht anerkennen. Bewegend ist aber, was ein Jude einmal in einem Gespräch gesagt hat: „Wir beide, Juden und Christen, warten auf den Messias. Ihr Christen glaubt, dass er schon einmal hier war und dass ihr ihn bereits kennt. Wir Juden kennen ihn noch nicht. Sollte sich aber bei der Ankunft des Messias herausstellen, dass es Jesus von Nazaret ist, keiner wäre mir lieber als er!“

Östliche Religionen

Ganz anders als die drei Religionen, die in Abraham ihr gemeinsames Glaubensvorbild haben (Judentum, Christentum, Islam), gehen östliche Religionen an die Gestalt des Jesus von Nazaret heran. Im Hinduismus hat die Begegnung mit Islam

und Christentum nachweislich zu einer Verstärkung des Monotheismus (Eingottglaubens) geführt. Die vielen Göttergestalten werden zunehmend als verschiedene Aspekte und Manifestationen des einen und einzigen Gottes verstanden. Manche Hindus betrachten auch Jesus als eine Gestalt des Göttlichen. So wundert es nicht, dass in manchem Hindutempel neben den traditionellen „Göttern“ auch das Bild Jesu Platz gefunden hat. Einmalig provozierend ist allerdings für viele Hindus die Botschaft Jesu von der Gleichwürdigkeit aller Menschen, die sich mit dem indischen Kastensystem nicht verträgt. Gandhi, der berühmteste Hindu des 20. Jahrhunderts, war begeistert von Jesus und seiner Bergpredigt, aber bitter enttäuscht vom Verhalten vieler Europäer, die sich Christen nannten.

Im Zentrum des Buddhismus steht weder Gott noch ein göttlicher Erlöser, sondern die Lehre des Buddha. Aber es gibt Buddhisten aller Richtungen, die sich für das Evangelium interessieren. Voller Anerkennung für die Botschaft Jesu ist zum Beispiel der Dalai Lama, der in der Untrennbarkeit von Gottes- und Nächstenliebe das Wesen der christlichen Ethik erblickt.

Und ihr?

Eines Tages – so erzählt die Bibel (Lk 9,18–20) – fragte Jesus seine Jünger: „Für wen halten mich die Leute?“ Die Jünger wussten allerlei aufzuzählen. Die einen für dies, die anderen für das. Dann fragte Jesus weiter: „Ihr aber, für wen haltet ihr mich?“ – Man kann in der Bibel nachlesen, was Petrus damals darauf antwortete. Aber die Frage Jesu hallt weiter durch die Jahrhunderte und trifft auch die Christinnen und Christen unserer Zeit. Wenn ihr Bekenntnis zu Jesus überzeugend sein soll, wird es nicht bloß aus korrekten Bibelzitatens bestehen dürfen, sondern muss Tag für Tag mit dem eigenen Leben buchstabiert werden.



Mission: Gottes Mantel XXL

Sommer 2002: „Gottes Mantel – Größe XXL“, kritzelt jemand auf den Umschlag seiner Bibel. „Nur Katholiken können in den Himmel kommen!“, predigt 50 Jahre vorher noch mit großem Eifer der US-amerikanische Priester Leonard Feeny (1897–1978). Und da er davon nicht ablassen will, sieht Rom sich gezwungen, ihn zu exkommunizieren. Denn rund um den Petersdom denkt man damals schon längst nicht mehr so eng. Elf Jahre später erklärt die katholische Kirche (als erste aller christlichen Kirchen!) öffentlich und feierlich (und nicht so salopp wie die eingangs erwähnte Kritzlei) auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1962–1965): Gott will das Heil aller Menschen, und jeder Mensch, der aufrichtig seinem Gewissen folgt, kann durch die Gnade Gottes das ewige Heil erlangen (vgl. LG 16). Zugleich drückt sie den nicht christlichen Religionen, vor allem dem Judentum, dem Islam, dem Buddhismus und dem Hinduismus, ihre große Wertschätzung aus und ruft zum Dialog mit ihnen auf. Wörtlich hält das Konzil fest: „Die katholische Kirche lehnt nichts von alledem ab, was in diesen Religionen wahr und heilig ist. Mit aufrichtigem Ernst betrachtet sie jene Handlungs- und Lebensweisen, jene Vorschriften und Lehren, die zwar in manchem von dem abweichen, was sie selber für wahr hält und lehrt, doch nicht selten einen Strahl jener Wahrheit erkennen lassen, die alle Menschen erleuchtet.“ (NA 2)

Johannes Paul II. als Pionier

Katholische Weite war es auch, die Johannes Paul II. 1986 dazu bewog, Vertreter verschiedener Religionen nach Assisi zu einem interreligiösen Weltgebetstreffen zusammenzurufen. Der Papst setzte damit einen Meilenstein in der Religionsgeschichte. Im Jänner 2002 lud er wieder zu einem solchen Treffen nach Assisi und unterzeichnete gemeinsam mit anderen Religionsführern den „Friedensdekalog“, zehn Punkte, in denen „Gewalt und Krieg im Namen Gottes“ scharf verurteilt werden und sich die Religionen zum Einsatz für den Frieden und zur Solidarität mit den

Ärmsten in der Welt verpflichten. Der Papst schickte diese Urkunde des Friedenswillens bald darauf an alle Regierungen der Erde.

Nur in der Nacht sind alle Katzen grau

Manche Katholiken, die sich selbst als „glaubenstreu“ bezeichnen, waren besorgt, der Papst verwische durch solche Aktionen die Unterschiede zwischen den Religionen und leiste einem weitverbreiteten Indifferentismus („Weltanschauungswischiwaschi“) oder gar dem Synkretismus („Religions-Mischmasch“) Vorschub. Doch Johannes Paul II. wusste, was er tat. Ihm war klar: Niemand ist vor der Versuchung zur Nivellierung besser gefeit als derjenige, der anderen Religionen mit Respekt und Interesse begegnet. Desinteresse macht oberflächlich, Interesse hingegen scharfsichtig. Wem Autos gleichgültig sind, den werden die Unterschiede zwischen einzelnen Marken und Typen nicht sehr beschäftigen, sondern er wird sagen: Auto ist Auto. Hingegen kann jeder 14-Jährige, der sich für Autos begeistert, genau angeben, welcher Wagen sich wodurch auszeichnet und warum dieser oder jener sein „Traumschlitten“ ist. Wer die Religionen wirklich achtet, wird sie näher kennenlernen wollen, wird dabei viel Gemeinsames, aber gerade auch das jeweils Besondere in ihnen entdecken. Der Satz „Alle Religionen sind gleich“ hält dem Licht wahrer Aufklärung nicht stand. Nur in der Nacht sind alle Katzen grau.

Das Besondere des Christentums

Dass Gott unendlich groß und erhaben ist, dass man sich dem Göttlichen nur in Ehrfurcht anbetend bzw. meditierend nähern kann, darin sind sich Gläubige aller Religionen einig. Und Christen und Christinnen teilen dankbar diese Erfahrung. Aber sie können dabei nicht stehen bleiben. Das Entscheidende, das Christen zu Christen macht und ihren Glauben wesentlich von anderen Religionen unterscheidet, ist „das mit Jesus aus Nazaret“ (Lk 24,19). Auf den Punkt gebracht: Der erhabene Gott ist ein sterblicher Menschenbruder geworden! Für Juden und Muslime kein nachvollziehbarer Gedanke. Aber Christen und Christinnen dürfen und müssen es sagen: Gott hat in Jesus das Menschsein am eigenen Leib erfahren, auch die dunk-

len Seiten unserer Existenz: Angst, Einsamkeit, Ohnmacht, Leiden, Sterben. Im Ge-
kreuzigten sammelt sich alle Bitterkeit der Welt. Kein Leid bleibt draußen, jede Not
findet Platz im Herzen Gottes und trifft dort auf die Kraft dessen, „der die Toten
auferweckt“ (2 Kor 1,9).

Die Moral von der Geschichte

Die Geschichte des Jesus von Nazaret hat auch ethische Folgen: Wenn Gott Bruder
jedes Menschen geworden ist, gehört die Liebe zum Mitmenschen, ja auch die zum
Feind, wesentlich zum Gottesglauben. Freilich haben Christenmenschen in den letz-
ten 2000 Jahren darin oft versagt. Aber es geschah und geschieht auch unermesslich
viel Gutes durch überzeugte christliche Frauen und Männer. Eine Mutter Teresa wird
auch von Hindus wie eine Heilige verehrt, und der Dalai Lama meint, der Buddhis-
mus könne in der tätigen Nächstenliebe viel vom Christentum lernen.

„Mission impossible“?

Wer bei einem Vortrag sagt, die Religionen sollten voneinander lernen, erntet durch-
wegs kräftiges Kopfnicken. Meist wird gemeint, Christen sollten von Gläubigen an-
derer Religionen lernen. Ein Prozess, der wichtig und auch schon lange im Gange
ist. Charles de Foucauld († 1916) entdeckte, als er in Marokko Muslime ihr Gebet
verrichten sah, neu die Ehrfurcht vor Gottes Größe. Er wurde später katholischer
Priester, und seine Spiritualität bewegt heute noch viele. Der Jesuitenpater Hugo
Lassalle († 1990) fand in Japan bei Meistern des Zen-Buddhismus wertvolle Inspira-
tion für die christliche Spiritualität. Das Motto „Voneinander lernen“ beinhaltet aber
auch, dass Nichtchristen etwas vom Christentum lernen dürfen. Dialog und Mission
sind kein Widerspruch, wenn sich Mission im Sinne des letzten Konzils frei hält
von jeder Gewalt und Zwangsbeglückung. Christlicher Glaube bezeugt: Gott hat uns
in Jesus Christus alles geschenkt, was wir brauchen, um sinnvoll leben, lieben und
sterben zu können. Diese Glaubens- und Lebenserfahrung auch anderen engagiert
und mit großem Respekt vor ihrer Freiheit anzubieten, ist Mission – mission, pos-
sible and fair.



Das Konzil – „un balzo innanzi“

„Ich will die Fenster aufmachen, damit frische Luft in die Kirche kommt“, soll Papst Johannes XXIII. gesagt haben, als er das Zweite Vatikanische Konzil (1962–1965) ankündigte. „Un balzo innanzi“, ein Sprung nach vorne, sollte es werden. Was er und sein Nachfolger, Paul VI., schließlich in die Tat umsetzten, wurde zur größten Kirchenversammlung in der Geschichte des Christentums. Über 2000 Bischöfe aus der ganzen Welt bemühten sich, die Botschaft Christi den Menschen „von heute“ verständlich zu machen.

Reformen

Was in der Kirche bleibt immer gültig? Was ist zeitbedingt? Was soll verändert werden? – Auf diese Fragen wurden Antworten gesucht. Ein bedeutendes Reformwerk begann. Dabei ging es um die Erneuerung der Herzen, aber auch um die Erneuerung der sichtbaren Gestalt der Kirche. Ihre Institutionen, Ämter und Zeremonien sollten wieder der Schlichtheit des Evangeliums und den Anforderungen der modernen Zeit entsprechen. Das Konzil verabschiedete 16 Dokumente. An einige wichtige Impulse daraus sei hier erinnert:

- Das kirchliche Leben soll sich wieder stärker an der Heiligen Schrift orientieren.
- Seelsorge muss auf die wahren Sorgen und Nöte der heutigen Menschen eingehen.
- Kirche ist nicht bloß Klerus, sondern das ganze „Volk Gottes“. Alle Gläubigen sind durch die Taufe zum „gemeinsamen Priestertum“ (gemeinsame Verantwortung für Kirche und Welt) berufen. Priester- und Bischofsamt sind keine Berufungen zum Herrschen, sondern zum Dienst am Gottesvolk. Auch der Papst ist kein Herrscher, sondern soll in Kollegialität mit den anderen Bischöfen seinen besonderen Dienst für die Einheit der Kirche tun. Priester und Laien sind gleich an Würde, sollen ihre je eigene Berufung leben und geschwisterlich zusammenarbeiten.

- Die Liturgie soll wieder stärker gemeinsame Feier des Gottesvolkes werden. Texte und Riten sollen verstanden, die liturgischen Bücher daher revidiert werden. Die volle und tätige Teilnahme des Volkes, die innere und äußere, ist dabei zu beachten. Latein darf durch die jeweilige Landessprache ersetzt werden.
- Alle Gläubigen, nicht nur Ordensleute und Kleriker, sind zur „Heiligkeit“ (zu einem Leben wahrer Liebe) berufen.
- Die Abwehrhaltung gegenüber Andersgläubigen und Andersdenkenden soll ersetzt werden durch eine Haltung der Offenheit, der Wertschätzung und des Dialoges: Dialog mit den christlichen Geschwistern anderer Konfession, dem Judentum und den nicht christlichen Religionen, Dialog mit den Ungläubigen und modernen Ideologien. Die Kirche will mit allen Menschen guten Willens zusammenarbeiten – zum Wohl aller.
- Die Kirche bekennt sich klar zur Religions- und Gewissensfreiheit: In religiösen Dingen darf kein Zwang ausgeübt werden.
- Innerhalb der Kirche ist eine berechtigte Meinungsvielfalt möglich – besonders auch in politischen Fragen.

Was bleibt?

Die große Begeisterung, die nach dem Konzil viele ergriffen hat, ist inzwischen abgeklungen. Vieles ist selbstverständlich geworden (zum Beispiel Volkssprache in der Liturgie). Anderes gestaltete sich mühsamer als ursprünglich gedacht (wie die Ökumene). Ernüchterung ist eingetreten. Neue Fragen wurden inzwischen brisant, die zur Zeit des Konzils noch nicht diese große Rolle spielten (zum Beispiel Frauenfrage, ökologische und bioethische Probleme). Ist das Konzil deshalb veraltet? Haben gar jene religiösen Gruppen recht, die es rückgängig machen oder zumindest einebnen wollen? Oder bleiben seine Grundimpulse richtungsweisend? Johannes Paul II. sprach in seiner Enzyklika *Christifideles laici* von der „erneuten Herabkunft des Heiligen Geistes, die mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil geschehen ist“. Ein auffallend starkes Wort! Andernorts bezeichnete er das Konzil mit Johannes XXIII.

als einen „Sprung nach vorn“. Das ist zwar sicher nicht als Aufruf zur Revolution zu verstehen, aber die Deutung, dem Konzil sei es eigentlich nur um Aufpolierung und Fortsetzung des schon da Gewesenen gegangen, verbietet sich auch. Ein „sicherer Kompass“ für die Kirche auf dem Weg ins 21. Jahrhundert sollte es sein, wünschte Johannes Paul II. Das Jubiläum „50 Jahre seit der Konzilseröffnung“ ist Anlass, sich darauf zu besinnen und mutig weiterzugehen. Große Sprünge sind nicht immer möglich, aber kleine Schritte allemal.



Und weiterhin *gern* katholisch

In der Kirche gibt es Menschliches, allzu Menschliches und leider auch Unmenschliches. Personen und Strukturen ermöglichen viel Gutes, können aber dem Reich Gottes auch im Weg stehen. Kirchliche Vorgänge werden (oft zu Recht) kritisiert und sorgen für negative Schlagzeilen.

Gehen mir kirchliche Vorgänge gegen den Strich, bin ich zuerst einmal enttäuscht, traurig, verärgert, zornig, niedergeschlagen ... All diese Gefühle sind mir vertraut, auch Zynismus ist mir nicht fremd. Schlimm ist es, wenn Menschen die Freude am Miteinander in der Kirche verlieren, noch schlimmer, wenn sie am Glauben Schaden leiden. Die Bibel mahnt daher, den im Glauben „Schwachen“ (Röm 14) und „Kleinen“ (Mt 18,6) nicht durch „Ärgernisse“ den Weg zu Gott zu verbauen. Hier haben alle, die die Kirche lieben, Verantwortung. Liebe erfordert auch Klugheit.

Christus trägt

Mir persönlich hilft, wenn „Kirchenfrust“ droht, immer wieder der Blick des Vertrauens auf das Wesentliche: Christus hat mich bisher in meinem Leben getragen, mich so viel Gutes in der Kirche erleben lassen. Er bleibt seiner Kirche treu. „Wer bereit ist, die ganze Wirklichkeit der Kirche zu sehen, der sieht auch die Schönheit und erfährt ihre Kraft.“ (Bischof Egon Kapellari) Will ich mich von aktuellen Enttäuschungen lähmen lassen? Soll ich unerfreulichen Ereignissen zerstörerische Macht über mich geben? – Nein. Am Ende meines Lebens werde ich nicht gefragt werden, ob ich jede Handlung einer kirchlichen Stelle goutiert habe, sondern wie ich es mit der Liebe zu Gott und dem Nächsten gehalten habe. Niemand hindert mich daran, schon heute wieder zu beginnen, danach zu leben.

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	4
Gern katholisch	5
Die Hauptperson: Jesus von Nazaret	7
Gott in der Bibel – grausam und gewalttätig?	11
Gott in Windeln	14
Hat Jesus gelacht?	16
Jesus, Maria und Pilatus	18
„Euer Gott muss ein Esel sein!“	20
Ein Jude deutet das Kreuz	23
Licht aus Steinen	25
Die Kirche feiert Geburtstag	27
Gott ist nicht einsam	29
Leben unter guten Vor-Zeichen	31
Fleisch essen und Blut trinken?	34
Alles kann heil werden	36
Diener der Diener Gottes	39
Ist der Papst unfehlbar?	43
Freunde und Freundinnen im Himmel	45
Als Maria noch ein Pünktchen war	49
Mit Leib & Seele angenommen	52
Die Frauen, die Kirche und der Heilige Geist	54
Sexualität – mit Lust und Liebe	56
Angefragt: Verhütung, Abtreibung?	59
Aids, Kirche und Kondome	61
Wohin sterben wir?	63
Reinkarnation?	66
Jesus in anderen Religionen	68
Mission: Gottes Mantel XXL	71
Das Konzil – „un balzo innanzi“	74
Und weiterhin gern katholisch	77



Darf und kann man heutzutage „gern katholisch“ sein, ohne für altmodisch, naiv oder unkritisch gehalten zu werden? Es ist jedenfalls nicht mehr selbstverständlich, sich zu einer Glaubensgemeinschaft zu bekennen. Der Theologe Karl Veitschegger greift in 28 kurzen Texten unterschiedliche Fragen zu Glauben und Welt auf, deren Antworten ihn „gern katholisch“ sein lassen. Er lädt damit ein, über das eigene Verhältnis zu Gott und katholischer Kirche nachzudenken.

DIÖZESE 
GRAZ-SECKAU

ISBN 978-3-901810-29-9